

## 8. Dokument & Materialität: Der Organspendeausweis im Erfahrungsraum der Bürokratie

---

»Das Ausfüllen dieser Erklärung ist ein völlig unbürokratischer Vorgang, der kaum Mühe erfordert.«

(Broschüre »Zweites Leben«)

»Nun auch endlich aus Plastik.  
Yeah.«

(Twitter-Fund 2020)



In den vorangegangenen Kapiteln haben wir bereits drei kulturelle Dimensionen der Organspende kennengelernt, in denen der Organspendeausweis einen je eigenen ontologischen Status in verschiedenen kulturellen Deutungszusammenhängen einnimmt. So haben wir den Ausweis in der Dimension von *Körperlichkeit und Materialität* als *Memento Mori* in den Blick genommen, in der Dimension von *Kollektiv und Solidarität* als *Mitgliedskarte* und in Verbindung mit Fragen des *Wissens, Glaubens und Vermutens* als *informed consent*. In diesem Kapitel wird es nun an der Zeit sein, den Organspendeausweis als *Ausweis* zu betrachten: Was also tut die ›Ausweishaftigkeit‹ des Ausweises mit der Praxis der Organspende? Wie wird Organspende als Praxis mit Ausweis enacted?

Neben den kulturellen Dimensionen, die wir bereits kennengelernt haben, fällt Organspende in Deutschland auch in den Erfahrungsbereich des Umgangs mit Bürokratie als Modus staatlichen Ordnungsschaffens, ihren Spielregeln und Dokumenten. Der Organspendeausweis reiht sich folglich in eine ganze Reihe von Karten, Ausweisen und

Pässen ein, die unseren modernen Alltag strukturieren und meist Zugänge zu Geld und anderen Gütern, Grenzübertritten, medizinischen Behandlungen und vielem mehr ermöglichen.

## 8.1 Objekte der Bürokratie: Begriffe und Konzepte

Kulturelle Erfahrungen mit Ausweisdokumenten aller Art sind vielfältig, hängen mit geografischen und historischen Kontexten zusammen und betreffen zudem verschiedene Bereiche des Lebens: So können sie etwa eine Rolle für die Definition von persönlicher Identität und Zugehörigkeit spielen oder die Bewegungsfreiheit im Kontext von Migration und Reisen regeln.

Sie sind meist mit Bürokratie, Praktiken staatlicher Kontrolle und aktuell auch immer wieder mit Fragen von Datenschutz und Sicherheit verbunden. Sie verbinden aber nicht nur Bürger\*innen mit staatlichen Ordnungssystemen, sondern sind auch in individuelle Biografien verwoben und Bestandteil kulturhistorischer Entwicklungen und Wendungen. In ihrem Essay *Driver's License* lenkt Meredith Castile<sup>1</sup> das Augenmerk daher auf ein ebenso omnipräsentes wie unterschätztes Dokument: den US-amerikanischen Führerschein. Vormalig aus Papier, später laminiert und schließlich in Plastik stabilisiert und mit zunehmend komplexen, technischen Merkmalen ausgestattet, ist es eben dieses Objekt, das für Generationen von Menschen immer wieder auch für Freiheit, Unabhängigkeit und Erwachsensein steht.<sup>2</sup> Castile beschreibt nicht nur, wie der Führerschein, verschiedene Welten verbindet, sondern auch, wie er das Selbst bürokratisch einbettet: »Presenting it is the handshake of officialdom.«<sup>3</sup> Durch ihre beunruhigende Semi-Unsterblichkeit überdauern die kleinen Karten zudem häufig ihre Besitzer\*innen.<sup>4</sup> Nach Unfällen und Katastrophen sind es oft jene laminierten oder aus Plastik hergestellten Identitätsdokumente, die zur Identifikation sterblicher Überreste beitragen oder – wenn sie zurückgelassen werden – als Indiz für ein stattgefundenes Verbrechen gelten.<sup>5</sup> Im Zeitalter der Plastikkarten werden diese womöglich das Einzige sein, was nach dem Tod von uns bleibt. So überlegt Castile:

»Once unlaminated paper, the plastic license now far outlasts its possessor. A human body will decay in, say, seven decades. Digital portraits likely will not fare much better, lost in the march of technological progress, obsolescence, and the sheer glut of digital data. In 100, 200, 500 years' time, the one physical, tangible image of your face most likely to have endured—in a landfill, under the rising seas, in a curiosity shop—is your license.«<sup>6</sup>

---

1 Castile 2015.

2 Vgl. ebd.: 1.

3 Ebd.: 2.

4 Vgl. ebd.: 48.

5 Vgl. ebd.: 47f.

6 Ebd.: 48.

Die Identitätsdokumente, die wir bei uns tragen, sind »the official me«,<sup>7</sup> das offizielle Ich, sie sind »Doppel unserer Person«<sup>8</sup> von denen wir, wie Valentin Gröbner feststellt, nur wenig wissen. Sie sind in (kultur-)historische, institutionelle und regional geprägte Logiken und Geschichten eingebettet. So verweist der von Castile in den Blick genommene Führerschein nicht nur auf staatliche Kontrollmechanismen, sondern auch auf Jugendkulturen, Alkoholkonsum und Prohibition und wird Teil persönlicher Erinnerungen und biografischer Ereignisse.<sup>9</sup>

Im Folgenden möchte ich nun zunächst die sensibilisierenden Konzepte vorstellen, die uns durch diese Dimension des Dokuments und seiner Materialität begleiten werden:

- Zum einen lässt sich der Organspendeausweis als staatliches Medium verstehen, das unter dem Gesichtspunkt des von Christoph Engemann vorgeschlagenen *Gouvernementalitäts*-Konzepts<sup>10</sup> in den Blick genommen werden kann.
- Er lässt sich zudem als Objekt begreifen, das soziale Welten verbindet. Um dies auch begrifflich einzufangen, möchte ich Susan Leigh Stars und James R. Griesemers Konzept des *Grenzobjekts* heranziehen.<sup>11</sup>
- Zugleich ermöglicht er auch spielerische Momente, die dem *Homo ludens* erlauben,<sup>12</sup> sowohl Bedenken als auch Unterstützung oder Ambivalenzen in verschiedenen Kartensituationen materiell werden zu lassen und auszudrücken. Die Besonderheit des Organspendeausweises ist, dass er – ähnlich einem Vertrag – eine Art materialisierter Sprechakt ist: Wer also einen Organspendeausweis vor sich in die Kamera hält oder ihn zerschneidet, zeigt oder zerstört nicht nur ein beliebiges Stück Material, sondern das, was als rechtsgültige Willensbekundung bezüglich seiner Organe und Gewebe sowie als Objekt kollektiver Einigung betrachtet wird. So sind es, wie wir im Folgenden sehen werden, sowohl seine Uneindeutigkeit als auch seine Materialität, die in dieser Erfahrungsdimension einer bürokratischen Gesellschaft eine Rolle spielen.

## Gouvernementalität und der Staat als Mediensystem

Die »Beurkundung eines Menschen ist«, wie der Kulturwissenschaftler Christoph Engemann hervorhebt, »das zentrale Element des staatlichen Identitätsregimes.«<sup>13</sup> Als einen der wichtigsten Aspekte hebt er in seinen an Friedrich Kittler<sup>14</sup> und Michel Foucault<sup>15</sup> angelehnten Überlegungen zur Gouvernementalität – also zur Medialität des Staates<sup>16</sup> – die

7 Ebd.: 2.

8 Gröbner 2004: 7.

9 Vgl. Castile 2015.

10 Vgl. Engemann 2013.

11 Vgl. Star und Griesemer 1989; Hörster et al. 2013.

12 Vgl. Huizinga 1980.

13 Engemann 2013: 206.

14 Kittler 1995.

15 Foucault 2008.

16 Vgl. Engemann 2013: 209.

Namensgebung, das *Haben* eines eigenen Namens, hervor. »Menschen können nicht keinen Namen haben.«<sup>17</sup> Allein der Gedanke an einen Menschen ohne Namen sorge, so Engemann, für Irritation; so wird der Name als »Eigenes und Unhintergebares«<sup>18</sup> erlebt. Das Ersetzen von Namen durch Nummern wird als unpersönlich, vor dem Hintergrund historischer Ereignisse wie dem Holocaust, sogar als entmenschlichend empfunden.<sup>19</sup>

In diesem Zusammenhang wirft Engemann einen Blick auf zwei in Deutschland (und den meisten anderen Staaten) übliche Techniken der Beurkundung: die Geburtsurkunde und die Erfassung von Bürger\*innen in Form von Personaldokumenten. »Die Geburt«, so Engemann, ist in Deutschland gleichsam »ein Schreibereignis.«<sup>20</sup> Geburten werden durch Standesämter im Geburtenbuch registriert. Mit diesem Eintrag korrespondiert die den Eltern ausgehändigte Geburtsurkunde, die sowohl den Namen des geborenen Menschen als auch (falls bekannt) Daten wie Ort und Datum der Geburt und die Namen der Eltern enthalten. »Der Name, das vermeintlich Eigene, erweist sich als ein originärer Schauplatz staatlichen Handelns. Im eigenen Namen ist die Obrigkeit schon immer präsent, als Mensch mit Namen ist man Kind des Staates«,<sup>21</sup> so Engemann.

Über eine ähnliche doppelte Existenz verfügen später im Verlauf des Lebens ausgestellte Pässe und Personalausweise: »Beim Pass gilt, ebenso wie bei der Geburtsurkunde, dass nicht das im Besitz der jeweiligen Person befindliche Dokument das Wesentliche ist, sondern dessen Kopie.«<sup>22</sup> Die Gültigkeit dieser Dokumente entsteht folglich nicht durch ihre bloße physische Existenz, sondern vor allem durch die entsprechende staatliche Registratur. »Eine Person ist«, wie Valentin Gröbner feststellt, »gleich ein Ausweis plus ein interner behördlicher Ausweis [...]«. <sup>23</sup> Die Identitätsdokumente, die wir bei uns tragen, sind – wie Meredith Castile es nennt – »the official me«,<sup>24</sup> das offizielle Ich. Sie sind »Doppel unserer Person«,<sup>25</sup> von denen wir, wie Gröbner feststellt, oft nur wenig wissen.

Ob Personaldokument, staatlicher Eintrag und die Person, die im Besitz des Dokuments ist, übereinstimmen, ist, wie er feststellt, ein immerwährender Unsicherheitsfaktor, den (registrierende) Staaten wie Deutschland durch immer mehr und sich im Laufe der Zeit wandelnde »Zeichen der Echtheit«<sup>26</sup> (wie etwa Siegel, Stempel, Bilder, Unterschriften, Fingerabdruck etc.) gering zu halten suchen. Von Beginn ihrer Karriere an tragen Ausweisdokumente nicht nur die Idee von Wahrhaftigkeit, sondern auch das Potenzial der Fälschung in sich.<sup>27</sup>

---

17 Ebd.: 205.

18 Ebd.

19 Vgl. ebd.

20 Ebd.: 206.

21 Ebd.: 207.

22 Ebd.: 208.

23 Gröbner 2004: 62.

24 Castile 2015: 2.

25 Gröbner 2004: 7.

26 Ebd.: 136.

27 Vgl. Vgl. Castile 11ff.; Gröbner 131–143.

Der Blick auf die Geschichte des Identifizierens erweist sich aber auch als eine Historie von »Störungen, Fehlschlägen und Paradoxa«. <sup>28</sup> Selbst mit Blick auf totalitäre Regime eröffnet sich hier weniger eine Welt »administrativer Perfektion«, sondern vielmehr zeigt sich, wie die Idee von Überwachung in der praktischen Umsetzung »in den allermeisten Fällen eine höchst irdische und schlampige Angelegenheit ist«. <sup>29</sup> Eine besondere Rolle kommt in der Schließung solcher Sicherheitslücken (oder, wie Gröbner es nennt, der »Lücke zwischen Papier und Person« <sup>30</sup>) der Unterschrift als Schreibakt für besondere Ereignisse zu. <sup>31</sup> Sie zitiert den eigenen Körper, soll von eigener Hand erfolgen und schließt das Dokument nicht nur mit einer Selbstauskunft ab, sondern verbindet Körper und Namen auch mit dem Recht. <sup>32</sup> Sie wird für unsere spätere Betrachtung des Organspendeausweises von besonderer Relevanz sein, da sie bis dato der einzige Wahrhaftigkeitsmarker dieses Dokuments ist. Mit Engemanns Konzept der Gouvernemedialität lässt sich der Organspendeausweis zudem als staatliches Medium in den Blick nehmen, das in Zusammenhang mit Regierungswissen und politischer Wissensproduktion steht. <sup>33</sup>

Als sensibilisierendes Konzept wird es uns im Folgenden ermöglichen, den Organspendeausweis auch im »Wechselverhältnis zwischen Medien und gouvernementalen Praktiken« <sup>34</sup> zu betrachten. Eine sowohl gegenwartsbezogene als auch historische Perspektive macht es dabei möglich, den Ausweis auch in seiner (wechselhaften) Materialität mitzudenken. <sup>35</sup>

## Grenzobjekte

Ausweise wie der Organspendeausweis verbinden die einzelne Person und individuelle Biografie mit einem größeren Ganzen, sind zugleich aber auch fragil. Um eben diese Fragilität als konstitutiven Bestandteil des Organspendeausweises besser zu verstehen, möchte ich das Konzept der *Grenzobjekte* (*boundary objects*) als sensibilisierendes Konzept einbeziehen:

»Boundary objects are both plastic enough to adapt to local needs and constraints of several parties employing them, yet robust enough to maintain a common identity across sites. They are weakly structured in common use, and become strongly structured in individual-site use. They may be abstract or concrete. They have different meanings in different social worlds but their structure is common enough to more than one world to make them recognizable means of translation. The creation and management of boundary objects is a key in developing and maintaining coherence across intersecting social worlds.« <sup>36</sup>

28 Vgl. Gröbner 2004: 175.

29 Ebd.: 176.

30 Ebd.: 162.

31 Vgl. Engemann 2013: 209.

32 Vgl. ebd.: 208f.

33 Vgl. ebd.: 211.

34 Ebd.: 211.

35 Vgl. ebd.: 211.

36 Star und Griesemer 1989: 393.

Grenzobjekte sind – anders als ihr Name dies vermuten ließe, keine Objekte, die Grenzen zementieren. Das Konzept geht (mit Anselm Strauss) von der Vorstellung aus, dass es verschiedene soziale (bzw. von unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen und Erkenntnisprozessen geprägte) Welten gibt. Diese haben je eigene Codes, Gewohnheiten, Instrumente und Möglichkeiten der Sinnggebung. Aber sie haben etwas gemeinsam: das Grenzobjekt. Die spezifischen Bedeutungen, die jede von ihnen mit diesem Objekt verbindet, sind dabei unterschiedlich. Solange jedoch niemand diese Unterschiede zu sehr betont, scheint das Grenzobjekt nicht zwei oder drei verschiedene Objekte zu sein, sondern eben nur eines, das alle verbindet. Es bleibt unscharf genug, um mögliche Spannungen zu absorbieren. Es ist ein gemeinsames Objekt, das von verschiedenen sozialen Gruppen geteilt bzw. gekannt wird. Es erleichtert also die Zusammenarbeit über Grenzen hinweg und macht diese Grenzen dadurch weniger absolut.<sup>37</sup> Das bereits breit rezipierte Konzept von Star und Griesemer (1989) gibt »Antwort auf die Frage, wie unterschiedliche soziale und wissenschaftliche Welten zu einer verlässlichen und fruchtbaren Verständigung miteinander kommen können, ohne dafür die Welt der jeweils anderen verstehen zu müssen.«<sup>38</sup> Es hilft bei Problemen der Übersetzung,<sup>39</sup> wie beispielsweise solchen, die zwischen einem Medizinbereich, der menschliche Organe benötigt, Menschen, die diese Organe in sich tragen und Institutionen, die hierfür Akzeptanz generieren sollen.

Grenzobjekte können abstrakt oder gegenständlich sein; wichtig ist nur, dass ihre Struktur in mehr als einer der Welten bekannt genug ist, um ihre Übersetzungsfunktion zu gewährleisten. Die Entwicklung und Verwaltung von Grenzobjekten ist damit ein Schlüsselprozess bei der Entwicklung und Aufrechterhaltung von Kohärenz zwischen sich überschneidenden sozialen Welten.<sup>40</sup> Grenzobjekte sind strukturell schwach in dem Sinne, dass sie nicht allen Weltansichten im letzten Detail genügen müssen. Sie sind vielmehr ein kleinster gemeinsamer Nenner, die Prägung einer gemeinsamen Währung, die den notwendigen Handel zwischen den Welten ermöglicht und – zumindest temporär – aufrechterhält.<sup>41</sup>

Die zentrale analytische Frage, die an Grenzobjekte gestellt werden kann, ist deshalb: Wie können Verschiedenartigkeit und Zusammenarbeit gleichzeitig existieren, und welche Auswirkungen hat das darauf, wie Informationen verwaltet werden?<sup>42</sup> Auf welche Weise vermittelt das Grenzobjekt also zwischen Welten, wie denen potenzieller Spender\*innen und jenen praktisch mit der Transplantation von Organen befassten Einrichtungen? Im Folgenden werden wir sehen, dass die zentrale Aufgabe des Organspendeausweises letztlich nicht die Identifikation von Spender\*innen ist, sondern vielmehr darin besteht, einen Anreiz zur Beschäftigung mit dem Thema Organspende zu geben, und dass eben seine strukturellen Schwächen und Uneindeutigkeiten ihn dennoch vielfältig als Grenzobjekt einsetzbar machen.

37 Vgl. Mol 2002: 138.

38 Vgl. Hörster et al. 2013: 9.

39 Vgl. Star und Griesemer 1989: 389.

40 Vgl. ebd.: 393.

41 Vgl. ebd.: 413f.

42 Vgl. ebd.: 414.

## Homo ludens und die Magie des Sprechakts

»Bürokratien schaffen Spiele, Bürokratien sind selbst Spiele [...]«<sup>43</sup> – so schreibt David Graeber über die *Utopie der Regeln*. Er spricht von Ver- und Entzauberung, von magischen Kräften und Fantasiewelten, um das Phänomen Bürokratie zu erklären. Während Graeber sich vorrangig für den Reiz der Regelmäßigkeit interessiert, möchte ich den Blick auf die Objekte legen und darauf, dass der Ausweis auch spielerische Elemente in das Feld der Organspende bringt.

In seiner Zeitdiagnose zeigt Robert Pfaller,<sup>44</sup> wie wir eine Art von postmoderner Rationalität entwickelt haben, die sich auf das zu beschränken versucht, was sich für ihre Logik eignet und »was ihr angenehm und geheuer ist.«<sup>45</sup> Die »reine Vernunft der Postmoderne«, so Pfaller, »hält sich an jene Gegenstände, in denen sie sich selbst wiedererkennt«; was sich ihrer Logik entzieht, muss verbannt werden.<sup>46</sup> Was er als das »schmutzige Heilige« in den Blick nimmt ist nicht das Heilige in einem traditionell religiösen Verständnis, sondern vielmehr das Unverfügbare, Unberechenbare und das Unvernünftige, das uns im Alltag begegnet.<sup>47</sup> Er interessiert sich für unsere kleinen »Exzesse und Merkwürdigkeiten«<sup>48</sup> im Umgang mit Objekten, wie zum Beispiel den Computer anzuschreiben, wenn er nicht richtig funktioniert oder den Knopf fester zu drücken, wenn die Batterien der Fernbedienung leer sind. Wir wissen, dass dies höchstwahrscheinlich nicht funktionieren wird. Wir wissen vielleicht sogar, warum, aber wir tun es trotzdem, wir sprechen mit unseren Autos, PCs und anderen Geräten.<sup>49</sup>

In diesem Sinne folgen wir im Umgang mit alltäglichen Dingen einer Illusion, die uns aber gleichzeitig nicht in die Irre führt, so Pfaller, denn »nur das bessere Wissen versetzt uns in den Bann des Spiels.«<sup>50</sup> Er nimmt (wie auch Graeber<sup>51</sup>) Bezug auf den niederländischen Kulturhistoriker Johan Huizinga und sein Konzept des *Homo ludens* (also des »spielenden Menschen«),<sup>52</sup> das den Modus zu erklären versucht, in den wir wechseln, wenn wir als Beifahrer\*innen mit den Füßen bremsen, den widerspenstigen Knopf unseres Hemdes beschimpfen oder – mit Blick auf das Feld der Organspende – wenn wütende, potenzielle Spender\*innen Organspendeausweise zerschneiden und per Post an Einrichtungen wie die DSO schicken.

Kaum jemand würde diese Handlungen für eine technische Methode zur Situationsbewältigung halten; sie geschehen wider besseres Urteilsvermögen. Mit Huizinga erklärt Pfaller dies durch einen Drang zum Spiel: Wenn wir mit unseren Autos, Kleidung oder technischen Geräten sprechen, personalisieren wir sie und versuchen zu »zaubern« –

43 Graeber 2015: 227.

44 Vgl. Pfaller 2008.

45 Ebd.: 27.

46 Ebd.: 27.

47 Vgl. Pfaller 2008: 25.

48 Ebd.: 65.

49 Vgl. ebd.: 65.

50 Ebd.: 43.

51 Graeber 2015: 227.

52 Vgl. Huizinga 1980.

wie Pfaller betont – obwohl oder gerade weil wir nicht daran glauben.<sup>53</sup> Huizinga selbst spricht von einer »wichtigen Gewohnheit des Geistes«:

»[...] personification is both a play-function and a supremely important habit of mind. Even in modern civilization it has not, by any means, dwindled to a mere artifice of literature, something to be put up with and sometimes resorted to. We are very far from having outgrown it in everyday life. Which of us has not repeatedly caught himself addressing some lifeless object, say a recalcitrant collar-stud, in deadly earnest, attributing to it a perverse will, reproaching it and abusing it for its demoniacal obstinacy? If ever you did this you were personifying in the strict sense of the word. Yet you do not normally avow your belief in the collar-stud as an entity or idea. You were only falling involuntarily into the play-attitude.«<sup>54</sup>

Entsprechend ist es weniger die vermutete Wirksamkeit einer Handlung als der spielerisch-performative Akt selbst, der dem Gefühl gegenüber der Sache Ausdruck verleiht. Wenn etwa nach den bekanntgewordenen Unregelmäßigkeiten in der Organvergabe potenzielle Spender\*innen ihre Ausweise aus dem Geldbeutel nahmen, zerstörten oder wegwarfen, hatte dies zwar keinen nachweisbaren Einfluss darauf, ob sie später tatsächlich Organspender\*innen wurden, doch lieferte der Ausweis eine Möglichkeit, das Aufkündigen der Solidarität gegenüber dem Transplantationssystem auch in eine einfache, symbolische Handlung zu übersetzen.

Etwas Wesentliches unterscheidet jedoch Objekte, wie einen Ausweis zum Ausfüllen von den oben genannten Knöpfen oder Fernbedienungen: Durch das Ausfüllen und Unterschreiben wird der Organspendeausweis zu einem objektivierten, performativen Sprechakt, wie wir ihn auch aus anderen Bereichen kennen. John Austin (1962) bezeichnet Äußerungen, die wie Aussagen wirken, zugleich aber nicht nach Kriterien wie ›wahr‹ oder ›falsch‹ beurteilt werden können, als »performatives« oder »performatives«:<sup>55</sup>

»One of our examples was, for instance, the utterance ›I do‹ (take this woman to be my lawful wedded wife), as uttered in the course of a marriage ceremony. Here we should say that in saying these words we are doing something – namely that we are marrying. And the act of marrying, like, say, the act of betting, is at least preferably (though still not accurately) to be described as saying certain words, rather than as performing a different, inward and spiritual, action of which these words are merely the outward and audible sign. That this is so can perhaps hardly be proved, but it is, I should claim, a fact.«<sup>56</sup>

Der performative Sprechakt bedeutet folglich, ähnlich einem Zauberspruch, einen Akt im Sagen zu vollziehen. Damit dies funktioniert, müssen bestimmte Bedingungen gegeben sein, die Austin wie folgt benennt:

53 Vgl. Pfaller 2008: 66.

54 Huizinga 1980: 140.

55 Austin 1962: 12.

56 Ebd.: 12f. Hervorhebungen im Original.

- 1) Es muss ein anerkanntes konventionelles Verfahren mit einer bestimmten konventionellen Wirkung geben, wobei dieses Verfahren das Aussprechen bestimmter Worte durch bestimmte Personen unter bestimmten Umständen einschließt, und ferner müssen die besonderen Personen und Umstände in einem gegebenen Fall für die Anwendung des *modus operandi*, auf den man sich beruft, geeignet sein. Zerreißt eine Mitarbeiterin also heimlich zu Hause ihre Ausfertigung des Arbeitsvertrags, hat dies vermutlich keinerlei Auswirkung auf ihr Arbeitsverhältnis. Tut sie dies jedoch mit allen Ausfertigungen vor den jeweils personaltechnisch für sie zuständigen Personen, kann dies durchaus reale Konsequenzen haben.
- 2) Das Verfahren muss von allen Beteiligten sowohl richtig als auch vollständig ausgeführt werden. Dokumente beispielsweise brauchen eine Unterschrift, um als rechtsgültig anerkannt zu werden. Zudem wird von den Teilnehmenden erwartet, sich später auch tatsächlich entsprechend der Statusänderung zu verhalten.<sup>57</sup>

Die Verfahrensbedingungen des Organspendeausweises sind dabei denkbar gering: Es spielt keine Rolle, wo er ausgefüllt wird und ob dies allein oder vor Zeugen geschieht. Auch die Erwartungen an potenzielle Spender\*innen bleiben vage; man ›sollte‹ den Ausweis im Geldbeutel bei sich tragen und sicherheitshalber auch mit Angehörigen gesprochen haben. Zudem muss der Ausweis selbst kein vorbedruckter Ausweis sein, lediglich die Unterschrift macht das Dokument zu einer rechtsgültigen Willensbekundung, die das Objekt an die Person bindet.

Nicht nur mit Worten lassen sich, wie Austin vorschlägt, Dinge tun, sondern auch mit den Dingen selbst.<sup>58</sup> So machen Menschen sich mit Ausweis, Stift und Unterschrift zu potenziellen Spender\*innen. Der Ausweis als objektivierter Sprechakt kann auf verschiedene Arten eingesetzt und bearbeitet werden: Er kann gezeigt und betrachtet, sichtbar in der Küche aufgehängt, in einem Ordner verstaut oder anderweitig versteckt werden, er kann im Geldbeutel getragen werden, aber auch symbolisch aus dem Geldbeutel genommen werden, wenn die potenzielle Spenderin ihre Meinung ändert, er kann in den Mülleimer wandern, zerschnitten oder anderweitig zerstört, an Freunde verschenkt oder mit anderen Exemplaren seiner Gattung gesammelt werden. Darüber hinaus kann über eben jene mit einem Ausweis möglichen Praktiken gesprochen werden, um damit, wie wir weiter unten noch sehen werden, Haltungen zur Organspende auszudrücken. Auch Format und Material spielen dabei eine Rolle: So kann ein zu großer Ausweis eben nicht in den Geldbeutel gesteckt werden, ein Ausweis aus Papier kann, im Unterschied zu einer Plastikkarte zerrissen oder an eine Wand gepinnt werden.

Im Organspendeausweis verbinden sich damit Erfahrungen aus bürokratischen Kontexten (z.B. die Rechtswirksamkeit von Erklärungen oder dass die An- oder Abwesenheit entsprechender Dokumente einen Unterschied macht) und die Objektivität des Ausweises, die auch alternative, performative und symbolische Spielarten im Umgang mit ihm erlauben. Der nun folgende empirische Blick auf den Organspendeausweis wird zeigen, dass es nicht immer oder gerade nicht der »proper use«<sup>59</sup> eines Objektes

57 Vgl. Austin 1962: 14.

58 Costall und Dreier 2006.

59 Ebd.: 3.

im Sinne der Designer\*innen und Hersteller\*innen ist, der differenzierte Einblicke in die Praxis, die mit diesen Objekten stattfindet, ermöglicht.

## 8.2 Die materiellen Zeitalter des Organspendeausweises

Im Folgenden werden wir den Organspendeausweis in verschiedenen Aggregatzuständen in den Blick nehmen: Wir werden zunächst sehen, wie er sich in seiner Materialität verändert hat und welche Auswirkungen sie auf die Praxis der Organspende hat. In diesem Zusammenhang werden wir vergleichend auch nach Finnland blicken, wo Widerspruchslösung, Ausweis und digitale Gesundheitsdaten in einem widersprüchlichen Verhältnis zueinanderstehen. Zudem werden wir den Ausweis als statistisches Datum in den Blick nehmen, das Einstellungen zur Organspende quantifizierbar machen soll. Von dort aus werden wir uns der Wirkung des Organspendeausweises als offiziellem Dokument zuwenden, »Kartenspiele« beobachten und durch ihn eine Selbstverortung kennenlernen, die uns eine zweite Art von Quantifizierung vorstellt: die messbare Zeit.

Obleich der Organspendeausweis zu den jüngeren Dokumenten in unseren Kartensammlungen gehört, hat er bereits verschiedene materielle Zeitalter durchlaufen, die, wie wir in diesem Teilkapitel sehen werden, auch verschiedene Praktiken und Deutungen evozieren und gesellschaftliche Veränderungen mittragen. Nehmen wir zunächst das »Papierzeitalter« in den Blick:

Die ersten Organspendeausweise, wie sie unter anderem in älteren Broschüren zur Organspende zu finden sind, wurden auf Papier oder Pappe gedruckt und hatten die Größe der alten Führerscheine und Personalausweise. Beide Dokumente wurden in den Jahren 1999 und 2010 verändert: der Führerschein wurde zum EU-Führerschein in der Größe einer Kreditkarte und später wurde auch der Personalausweis zu einer kleinen Plastikkarte im selben Format. Valentin Gröbner beschreibt eines der zahlreichen Spiele, die mit Ausweisobjekten durchgeführt werden und in denen auch diese Art Veränderung von Format und Material von Bedeutung sind:

»Es ist eine Art Spiel. Es beginnt immer dann, wenn jemand in vertrauter Gesellschaft bei einem Abendessen oder auf gemeinsamer Reise, seinen Pass aus der Tasche zieht. »Zeig her!« (Gelächter.) »Bist du das?« »Nicht möglich!« »Warte, ich habe in meinem Führerschein ein noch besseres Foto...«<sup>60</sup>

Ausweise, Pässe und Führerscheine werden in solchen Situationen gerne verglichen. Gerade in der Übergangsphase zwischen den alten und neuen Dokumenten ließ sich durchaus auch ein gewisser Stolz auf den Besitz eines alten »Lappens« (Führerscheins) oder später auch eines alten, noch großformatigen Personalausweises beobachten, an denen Gebrauchsspuren jeweils viel schneller und deutlicher zu sehen waren als an den neueren Plastikkarten. Dennoch haben Bürger\*innen mit Personaldokumenten schnell begonnen, kleinere Geldbeutel zu benutzen – so mussten auch die zunächst nach wie vor aus Papier hergestellten Organspendeausweise »schrumpfen«, um sicherzustellen, dass sie

60 Gröbner 2004: 7. Hervorhebungen im Original.

den Zweck, immer im Geldbeutel bei den anderen Dokumenten zu sein, auch weiterhin erfüllen können. Im Papierzeitalter des Organspendeausweises lässt sich aufgrund ihrer begrenzten Haltbarkeit auch das Angebot verorten, ausgefüllte Ausweise nicht nur auf Informationsveranstaltungen anzubieten, sondern auch direkt vor Ort zu laminieren. Die Entscheidung also, die in einer solchen Situation direkt vor Ort getroffen wird, wird zugleich eingeschweift und ist damit stabil und vor Umwelteinflüssen wie Feuchtigkeit, aber auch einem Stift geschützt, der Änderungen vornehmen könnte.

Abbildung 19: Organspendeausweise im Größen- und Materialvergleich



Bildquelle: privat

Wenn in einer Ausgabe der »Transplantation Aktuell« von 2011 berichtet wird, dass im Zuge des evangelischen Kirchentages das »Laminiergerät an die Grenzen seiner Möglichkeiten«<sup>61</sup> kam, bezeugt dies nicht zuletzt auch das zahlreiche Verteilen (»fast 700«<sup>62</sup>) von Ausweisen, die nicht nur mitgenommen, sondern zugleich auch mit einer besiegelten Entscheidung versehen wurden. Die Veranstaltung gilt in dem Bericht als voller Erfolg und die Zahl der verteilten Ausweise als Indikator dafür.

Im Jahr 2015 begegnet er mir während einer Veranstaltung der DSO dann zum ersten Mal: der Organspendeausweis aus Plastik: Glänzend und ohne jeden Kratzer, mit handlich abgerundeten Ecken, im Format einer Kreditkarte, dem sogenannten Scheckkartenformat. Damals noch exklusiv für das Fachpublikum, wird die Plastikkarte dann am Tag der Organspende im Sommer 2016 am Stand der DSO einem größeren Publikum präsentiert. Das neue Material sorgt zugleich für Begeisterung und Probleme: Immer wieder kann ich Menschen beobachten, die die neuen Plastikkarten gerne annehmen; immer wieder hört man Bemerkungen wie: Die Papierkarte sei »kein Zustand«, das Plastik dagegen viel »schicker«. Zugleich ergibt sich ein neues Problem: Die in großer Zahl am Stand vorhandenen Kugelschreiber erweisen sich als ungeeignet, um die glatten Plastikkarten zu beschriften. Das stabile, glänzende Plastik macht aber noch einen anderen

61 Kühn 2011: 18.

62 Ebd.: 18.

Unterschied: Es kann nicht ohne Weiteres zu Hause ausgedruckt oder hergestellt werden und unterscheidet sich damit auch von den verschiedenen subversiven Gegenausweisen und alternativen Ausweisen, die zu dieser Zeit ebenfalls in Umlauf sind.<sup>63</sup>

Als ich im Interview mit Maria verschiedene Organspendeausweise auf dem Tisch ausbreite, vergleicht sie diese mit ihrem eigenen Organspendeausweis:

»M: [...] ich kenne die Farben, ich kenne das Ding, und so weiß ich, dass er aussieht. Ich finde auch das Format gut, weil es wie eine Scheckkarte ist, die überall reinpasst heutzutage. Das ist okay so. Insofern würde ich – naja ja gut, den kann man falten, dann hat er auch ungefähr die Größe, ne? Aber dieses Faltblatt<sup>64</sup> würde ich wahrscheinlich im Geldbeutel nicht mit rumtragen. Und den steckst du rein und dann ist er einfach da. Das finde ich praktisch, das ist okay so. Und drum trage ich ihn ja auch rum. Allerdings noch in der läppischen Papierform und nicht so edel. Aber ich werde ihn auch nicht ändern. Ich lasse den @drin so, wie er ist.«

Obgleich sie den damals noch relativ neuen Ausweis aus Plastik »edel« und ihren eigenen »läppisch« findet, möchte sie die Situation nicht verändern, denn eine Änderung des Ausweises, so befürchtet sie, könnte auch Einfluss auf ihre Entscheidung nehmen:

»M: Weiß ich nicht. Das ist jetzt meiner. Ja, vielleicht wirklich, weil ich nicht so eine hundertprozentig Überzeugte bin, aber glaube, dass ich's jetzt tun muss. Und jede Veränderung würde mich möglicherweise wieder ins Grübeln bringen. Und das will ich nicht. Da bin ich jetzt zu feige, mich der Diskussion oder dem Thema nochmal zu stellen. Wie gesagt, vielleicht ist's in fünf Jahren dann wieder anders. Dass ich sage, jetzt ist eh Schluss, jetzt bin ich eh schon so alt, dass das überhaupt kein Thema mehr ist. Aber im Moment ist es so gut, wie es ist.«

Die spezifische und sich über die Zeit verändernde Materialität des Organspendeausweises kann in den Deutungen des Objekts als eigener Ausweis auf verschiedene Weise zum Tragen kommen: Das ledrige und mit den Besitzer\*innen alternde Papier kann von biografischer Konsistenz zeugen, wenn etwa betont wird, man habe noch einen alten aus Papier, und man habe ihn beispielsweise schon vor dem Bekanntwerden von Unregelmäßigkeiten in der Organvergabe gehabt. Auch die Abnutzung des Materials selbst kann positiv wahrgenommen werden. So vermutet der Ethnologe und materielle Kulturforscher Hans-Peter Hahn: »Manch einer wird eine solche Abnutzung als normal und die abgenutzten Dinge sogar als persönlicher empfinden, zum Beispiel, wenn sie »Patina« ausstrahlen.«<sup>65</sup> Plastik hingegen ist »schicker«, »stabiler« oder sogar »offizieller«

63 So beispielsweise der »Alternative Organspendeausweis« der *Evangelischen Frauen* oder der »Nicht-Spender-Ausweis« der KAO.

64 Maria spricht hier über einen Ausweis der *Evangelischen Frauen*. Dieser »alternative Ausweis« begegnet den potenziellen Spender\*innen mit einem detaillierteren Fragenkatalog als der »gewöhnliche« Organspendeausweis und hat deshalb nicht zwei, sondern vier Seiten. Evangelische Frauen in Deutschland e.V. (o.A.): [http://organspende-entscheide-ich.de/wp-content/uploads/2015/08/Le\\_porello\\_WEBfassung.pdf](http://organspende-entscheide-ich.de/wp-content/uploads/2015/08/Le_porello_WEBfassung.pdf)

65 Hahn 2018: 20.

und manchmal trägt das stabilere Material auch die stabilere Entscheidung. Jonas hat selbst einen Ausweis aus Papier, findet Plastik aber besser:

»]: [...] Einfach, weil dieses Hartplastik irgendwie so'ne höhere Qualität suggeriert. Also es hat jetzt überhaupt keine rationalen Gründe, aber einfach dadurch, dass der eine bessere Qualität und Wertigkeit hat, hat man so für sich selber das Gefühl, ... hm wie soll ich das jetzt sagen? Es hat was Offizielleres erstmal und ... seriös, genau, das war das Wort, was ich gesucht habe. Es macht'n sehr viel seriöseren Eindruck als jetzt der, den ich aus Papier hatte. Weil [...] gerade in Deutschland ist ja Bürokratie immer so'n Thema, und da gibt's ja f- für jeden Blödsinn nochmal fünf extra Formulare, und ausgerechnet der Organspendeausweis, den jetzt ich habe, der halt wahrscheinlich auch veraltet ist, ist halt einfach so'n Flyer, wie du ihn auf jeder Demonstration in der gleichen Qualität auch bekommst. Und, ja, es geht halt dann doch irgendwie um ein wichtiges Thema. [...] Und dann, finde ich, muss man auch ein bisschen drauf aufpassen, in welcher Form man das vermittelt.«

Was Jonas in seiner Selbsteinschätzung als nicht rational begründbar beschreibt, lässt sich auf eine Art doxisches Hintergrundwissen zurückführen,<sup>66</sup> also auf ein durch kulturelle Erfahrung verfestigtes Wissen darüber, welche Formen als glaubwürdig oder verbindlich gelten. Plastikkarten sind in der Lebenserfahrung der meisten Menschen nichts, das sie selbst herstellen können. Sie kommen von Einrichtungen wie Banken, Versicherungen oder der Bundesdruckerei. Ein Flyer hingegen kann von jeder und jedem hergestellt werden. Die Form, in der ein Thema vermittelt wird bzw. in seiner Erzählung eben auch die Qualität des Materials, macht einen Unterschied für den Eindruck von Ernsthaftigkeit, der durch die herausgegebenen Objekte vermittelt wird.

Auch Stefanie bevorzugt Plastikkarten, weil sie es wichtig findet, dass »man dann was Stabiles hat«. Auch wenn sie Organspendeausweise auf Veranstaltungen verteilt, ist ihr Eindruck, dass die meisten Leute lieber zum »dickeren« Material greifen. Max hingegen plädiert pragmatisch für ein stabiles, aber doch dünneres Material: »Der da is so arg dick, weil, wenn man zwei davon im Geldbeutel hat, dann is er schon wieder voll, ne? Des is auch schlecht.«

---

66 Vgl. Matthiesen 1997.

Abbildung 20: Screenshot eines iPhones



Bildquelle: privat

In den letzten Jahren zeigen sich immer wieder Versuche und Diskussionen um die verschiedenen Möglichkeiten der Digitalisierung von Organspendeentscheidungen, um diese in zeitgenössische soziomaterielle Entwicklungen zu integrieren — etwa eine Organspende-App, die Gesundheitskarte oder den Personalausweis.<sup>67</sup>

Die damit einhergehenden Bedenken über Sicherheit und Datenschutz und die Unsicherheit darüber, was auf solchen Karten gespeichert ist bzw. wer darauf Zugriff hat, formuliert auch Stefanie: »wenn das auf die Gesundheitskarte kommen sollte, man hat ja auch diese, man hat ja selber dann nicht mehr so diesen Zugriff [...] also, ich find's schon wichtig, dass man das selber in der Hand hat«. Wichtig, vermutet sie, sei für viele »dieses Wissen ›ich kann mich jederzeit anders entscheiden«. Der analoge Ausweis macht

67 Die Techniker Krankenkasse informiert darüber, dass »voraussichtlich im Laufe der Jahre 2023 und 2024« eine Erklärung zur Organ- und Gewebespende online abgegeben werden kann (TK.de: <https://www.tk.de/techniker/leistungen-und-mitgliedschaft/online-services-versicherte/elektronische-patientenakte-tk-safe/pflichtinformationen-zur-epa/moeglichkeiten-der-elektronischen-patientenakte-in-zukunft-2097720?tkcm=aaus>).

die Entscheidung im wahrsten Sinne des Wortes handhabbar und gerade die analoge Form vermittelt Sicherheit gegenüber einer unklaren und mitunter abstrakten Datenlage. Ein Beispiel, das solche Bedenken eher stützt als ausräumt, ist der Notfallpass des iPhones, dessen Grundeinstellung ohne aktive Änderung »Organspender« ist; um eine andere Entscheidung zu treffen, müssen Besitzer\*innen dieses Geräts nicht nur über diese Funktion informiert sein, sondern auch aktiv eine Änderung vornehmen.

Im Feldgespräch mit der Pressestelle der DSO bestätigt die Sprecherin, dass jede Form von App oder digitaler Erklärung derzeit wegen der fehlenden Originalunterschrift keine Gültigkeit besitzt, das Telefon als Träger der Information reicht als Wahrhaftigkeitsmarker des Dokuments also nicht aus. Interessant ist im Zusammenhang mit dem »digitalen Ausweis« auch der vergleichende Blick nach Finnland:<sup>68</sup> Im Jahr 2013 wurde dort eine Widerspruchsregelung eingeführt. Eine Erklärung zur Organspende kann online in der »OmaKanta« (übersetzt so viel wie »MeineBank«, im Sinne von Datenbank) abgegeben und gemeinsam mit anderen Gesundheitsdaten abgespeichert werden.<sup>69</sup> Obgleich in Finnland also jede Person, die keine Erklärung zur Organspende abgegeben hat, automatisch als Organspender\*in gilt, wird der finnische Organspendeausweis weiterhin intensiv beworben. Die Besonderheit dieses Dokuments – im Unterschied zum deutschen Organspendeausweis – besteht darin, dass es hier keine Option gibt, einer Organspende zu widersprechen. Der Besitz eines unterschriebenen Ausweises unterstreicht somit lediglich das ohnehin gegebene Spender\*in-Sein.

Im Jahr 2020 wurde im Zuge der nationalen Organspendewoche nicht nur der gelbe finnische Organspendeausweis, sondern erstmals in einer YouTube-Kampagne auch eine entsprechende App beworben, die die persönliche Erklärung zur Organspende speichern soll. Toms Geldbeutel sei bereits voll mit Karten gewesen, heißt es in dem Video, weshalb dieser nun die Organspende-App nutzen würde.<sup>70</sup> Die Ausweis-App kann im Unterschied zum Notfallpass nicht ohne Weiteres durch Dritte von einem entsprechend geschützten Smartphone abgerufen werden, sondern benötigt eine erfolgreiche Entsperrung des Telefons. Die Daten der App sind zudem nicht zentral gespeichert oder abrufbar, was die Wahrscheinlichkeit, dass das Ausfüllen der App einen tatsächlichen Beitrag zur Willensfeststellung von Patient\*innen leistet, gering erscheinen lässt. Wie der finnische Organspendeausweis hat auch die durch die Figur »Tom« beworbene App nur eine Option: »Ja« zur Organspende. Die *OmaKanta* als einzige Möglichkeit, eine Entscheidung gegen Organspende wirksam zu hinterlegen, wird in der gesamten Kampagne mit keinem Wort erwähnt, die Tatsache, dass ohne einen aktiven Widerspruch ohnehin jede Person als Organspender\*in gilt, ebenfalls nicht.

Auf den ersten Blick erscheint dieses aktive Bewerben eines Ausweises in der finnischen Community paradox: Warum einen Ausweis bewerben, der keinen praktischen

68 Diese Recherche wurde 2020 durch ein *EDUFI Fellowship* des *Finnish National Agency of Education* ermöglicht.

69 Vgl. Kanta.fi: <https://www.kanta.fi/en/mykanta>

70 Die vollständige Übersetzung lautet: »Tom sagt, dass die Brieftasche bereits voll mit Karten war. Das ist zwar wichtig, aber es schien, als wäre kein Platz mehr für einen Organspendeausweis. Als der Organspendeausweis dann auch noch als Handy-App kam, hielt mich nichts mehr auf. Jetzt hat Tom die Informationen auch an Angehörige weitergegeben.«

Nutzen erfüllt? Zusammengenommen wird hier die Schwierigkeit deutlich, vor dem Hintergrund einer bereits eingeführten Widerspruchslösung Kampagnen zu gestalten, die weiterhin Aufmerksamkeit für das Thema Organspende generieren. Um der Kampagne auch eine praktische Handlungsmöglichkeit für potenzielle Spender\*innen beizufügen, müsste streng genommen auch darüber informiert werden, dass und wie einer Organspende widersprochen werden kann. Sowohl der digitale als auch der analoge Ausweis fungieren somit weiterhin als Grenzobjekt, das zwar Aufmerksamkeit für das Thema schafft, praktisch aber kaum eine darüber hinausgehende Aufgabe erfüllen kann und im eigentlichen Sinne keine Spender\*innen rekrutiert.

Lenken wir den Blick von Finnland nun zurück nach Deutschland, wird deutlich, dass die Existenz eines solchen Ausweises durchaus auch politische Dimensionen hat: Denn wo würde im Falle einer Widerspruchslösung ein »Nein« zur Organspende so dokumentiert, dass es im Fall des Hirntodes auch gehört bzw. gelesen würde, wenn es weder eine zentrale Erfassung von Gesundheitsdaten noch von Entscheidungen zur Organspende gibt? Wie sollte eine zentrale Registratur aussehen und wer würde diese administrativ verwalten, wo dem Ausweis der digitale bzw. staatlich registrierte Doppelgänger<sup>71</sup> doch bislang fehlt?<sup>72</sup> Wie kann weiterhin Aufmerksamkeit für das Thema geschaffen und zugleich ein vertrauensvolles Verhältnis zu potenziellen Spender\*innen gepflegt werden? Wie würden Menschen über die Möglichkeiten ihrer Willensäußerung informiert und welches Mitspracherecht würde Angehörigen eingeräumt? Wie können die Persönlichkeitsrechte von Kindern und Menschen mit kognitiven Einschränkungen gewahrt werden? Würde auch weiter in öffentliche Kampagnen investiert, die dann aber auch kommunizieren müssten, wo die Willensäußerung, also das dann nur noch notwendige »Nein« wirksam hinterlegt werden kann?

Mit all diesen noch offenen Fragen hängt auch die Materialität und Medialität des Organspendeausweises zusammen, der bislang vor allem als Gesprächsanlass mit Angehörigen dient: Seine technische Beschaffenheit und ein mit ihm zusammenhängendes Netzwerk möglicher Patient\*innendaten und staatlicher Registrierung, seine schlichte Existenz oder seine Abschaffung machen einen Unterschied dafür, wie Organspende als gesellschaftliche Praxis verstanden wird, und geben zugleich einen Rahmen vor, in dem sie ausagiert werden kann.

71 Vgl. Gröbner 2004: 10.

72 Mit der Gesetzesänderung im Jahr 2020 wurde auch die Einführung eines zentralen Organspenderegisters auf den Weg gebracht, das 2022 aktiv werden sollte. Das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) informiert bis 2023 noch darüber, dass das Register sich im Aufbau befindet und verweist auf die Möglichkeit zur Bestellung von Organspendeausweisen (vgl. Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (o.A.: <https://web.archive.org/web/20230604031901/https://www.bfarm.de/DE/organspende-register.html>))

### 8.3 Der Organspendeausweis als statistisches Datum

Statistische Daten und deren grafische Aufbereitung sind ein beliebtes Kommunikationsmedium im Feld der Organspende<sup>73</sup> und ein wesentlicher Baustein dessen, was Engemann als »Regierungswissen«<sup>74</sup> bezeichnet. Nicht nur transplantierte Herzen oder Nieren, sondern auch der Organspendeausweis erscheint immer wieder als empirisches Datum; denn an ihm beziehungsweise an der Anzahl der in der Bevölkerung kursierenden Ausweise soll die Akzeptanz der Bevölkerung für die Aktivitäten der Transplantationsmedizin abgelesen werden. Abgefragt wird dabei sowohl ein generelles Befürworten der Organspende als auch, ob die Entscheidung in einem Organspendeausweis dokumentiert wurde.<sup>75</sup>

In der folgenden Betrachtung des Organspendeausweises als Zahl und Grenzobjekt, das eine potenziell spendende Bevölkerung mit dem Transplantationssystem verbinden soll, werde ich zunächst zwei Formate in den Blick nehmen: Die biennalen Umfragen der BZgA, die Meinungen, Haltungen und Wissen in der Bevölkerung erfassen und die Statistiken der DSO, die das jährliche Transplantationsgeschehen abbilden. Von Interesse ist die Rolle des Organspendeausweises in diesen Darstellungen vor allem deshalb, weil sie als Ausgangspunkt für zentrale Narrative gelten können, die in verkürzter Form immer wieder Schlagzeilen machen und das öffentlich greifbare Wording prägen. Zudem lässt sich rekonstruieren, wie der Organspendeausweis einerseits als »Heilsbringer« gehandelt wird, der für mehr gespendete Organe sorgen könnte, andererseits in der praktischen Umsetzung von Transplantationen eine vergleichsweise geringe Rolle spielt.

Werfen wir also zunächst einen Blick auf die Umfragewerte der BZgA seit 2012: Ein wesentlicher und kontinuierlicher Bestandteil des Fragenkatalogs sind die Abfrage einer generellen Befürwortung der Organspende und die Frage nach dem Besitz eines Organspendeausweises. Die Umfragen der letzten zehn Jahre zeigen relativ konstante Werte: Der größere Teil, ca. 80 % der Bevölkerung, steht einer Organspende generell positiv gegenüber.<sup>76</sup> Der generell befürwortenden Einstellung (»passive Akzeptanz«) wird sowohl die Frage nach der konkreten Zustimmung (»aktive Akzeptanz«) als auch ein detaillierter Fragenkatalog über die Praktiken der Willensdokumentation gegenübergestellt.<sup>77</sup>

So wird unter anderem gefragt, ob man von der Existenz des Organspendeausweises wisse, ob man einen besitze und ob bzw. wie man ihn ausgefüllt habe. Von den Befragten

73 Vgl. auch Böhler 2018.

74 Engemann 2013: 211.

75 Seit 2020 wird auch die Dokumentation in einer Patient\*innenverfügung miterfasst. Vgl.: BZgA 2021: [https://www.organspende-info.de/fileadmin/Organspende/05\\_Mediathek/04\\_Studien/Info-Blatt-27.-April-2021.pdf](https://www.organspende-info.de/fileadmin/Organspende/05_Mediathek/04_Studien/Info-Blatt-27.-April-2021.pdf)

76 Laut BZgA waren es 2010: 79 %, 2012 und 2013: 79 %, 2014: 80 %, 2016: 81 %, 2018: 84 % und 2020: 82 %. Vgl. BZgA (o.J.) b:

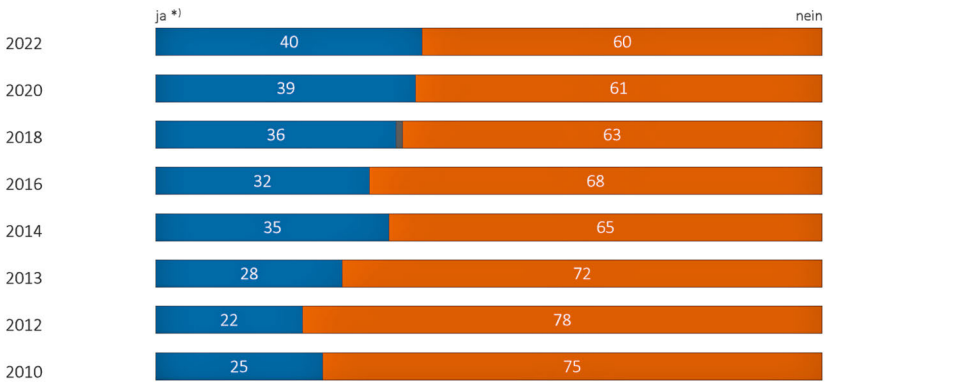
77 In den Umfragen nach 2014 wird nicht mehr ausschließlich nach dem Organspendeausweis gefragt, sondern nach der Dokumentation des Willens. Die dokumentierten Willensbekundungen werden nun nach Ausweis und Patient\*innenverfügung differenziert, da sich laut BZgA hier Unterschiede in der Entscheidung feststellen lassen. In der Patient\*innenverfügung wird die Entscheidung wesentlich häufiger auf Dritte übertragen. (vgl. BZgA (o.J.) b: <https://www.organspende-info.de/zahlen-und-fakten/die-repraesentativbefragung/>)

geben meist um die 30 % bis 40 % an, einen Organspendeausweis zu besitzen. So gaben 2020 39 % der Befragten an, dass ein solches Dokument in ihrem Besitz sei, im Jahr 2022 40 %.<sup>78</sup>

Die grafische Darstellung der Ergebnisse ist in den charakteristischen Farben des Organspendeausweises gehalten. Diese Farbcodierung dient nicht nur der Wiedererkennbarkeit, sondern kann auch als visuelles Framing gelesen werden: Während das »Ja« in einem ruhigen Blau erscheint, ist das »Nein« in einem auffälligen Orange gehalten – einer Farbe, die kulturell häufig mit Warnung assoziiert wird. So entsteht eine subtile Wertung, bei der die Zustimmung zur Organspende auch visuell als bevorzugte Option inszeniert wird.

Abbildung 21: Grafik zum Besitz von Organspendeausweisen

Haben Sie selbst einen Organspendeausweis?



\*) signifikanter Trend (2010 bis 2022)  
Basis: jeweils alle Befragten

Angaben in Prozent

Bildquelle: Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit, Köln

Zu diesem Zeitvergleich der vergangenen Jahre resümiert die Bundeszentrale: »Die Erhebungsergebnisse zeigen über den gesamten Untersuchungszeitraum betrachtet eine signifikante Steigerung des Anteils der Befragten, die einen Organspendeausweis besitzen [...]«. <sup>79</sup> Dennoch gilt die Anzahl der in der Bevölkerung kursierenden Organspendeausweise meist als »zu niedrig« und das Narrativ dieser, im Vergleich zur generellen Bereitschaft geringen, Ausweisquote hält sich bis heute hartnäckig. So heißt es auch im Zusammenhang mit dem Vorstoß des damaligen Gesundheitsministers Jens Spahn in Richtung Widerspruchslösung in den Jahren 2018 und 2019 immer wieder: »Viel zu

78 Vgl. auch Zimmering und Hammes 2023 sowie für das Jahr 2020 Zimmering und Caille-Brillet 2021.

79 Zimmering und Hammes 2023: 29.

wenige Menschen haben einen Organspendeausweis.«<sup>80</sup> Oft wird die Spendenbereitschaft der Bevölkerung der Zahl der Ausweise auch explizit defizitär gegenübergestellt. So schreibt etwa *Die Welt*:

»Zwar zeigen Umfragen immer wieder, dass eine Mehrheit der Menschen die Organspende befürworten. Etwa 80 Prozent sehen das Thema laut der letzten Umfrage der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung eher positiv. Tatsächlich besitzen aber nur 36 Prozent der Bürger einen Organspendeausweis.«<sup>81</sup>

Oder die Heilbronner Stimme:

»Laut einer Umfrage der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) von 2018 stehen 84 Prozent der Deutschen einer Organ- oder Gewebespende eher positiv gegenüber. Das Problem: Nur etwa 35 Prozent haben ihre Entscheidung in einem Organspendeausweis festgehalten.«<sup>82</sup>

In einer unter anderem von der *Süddeutschen Zeitung* übernommenen *dpa*-Meldung wird das Ausweis-Defizit der Bürger\*innen als »bedenklich«<sup>83</sup> beschrieben, im *Alp-Boten* ist von einem (eklatanten) »Widerspruch«<sup>84</sup> die Rede, um hier nur einige wenige Beispiele aufzuführen. Die Quantität von Ausweisen wird dabei nicht nur als mangelhaft bewertet, sondern immer wieder auch als Argument für die Einführung einer Widerspruchslösung angeführt. Kurz gesagt: Wenn Menschen sich weigerten, Ausweise bei sich zu tragen (oft wird auch von »beantragen« gesprochen, was suggeriert, es gebe hierfür nur eine zentrale Stelle) müsse man sie eben ohne Ausweis zu Spender\*innen machen. Zugleich scheint immer wieder auch die Idee auf, mehr Organspendeausweise würden mehr Spender\*innen generieren und könnten »Leben retten«. Ein Beispiel dafür, wie diese Erzählung sich auch öffentlich materialisiert, ist die *Life-Time Clock*, eine Installation, die 2016 und 2017 auf dem Tag der Organspende zu sehen war.

80 Vgl. Hamburger Abendblatt 2018: <https://www.morgenpost.de/politik/article402343372/jens-spa-hn-ohne-widerspruch-sollte-jeder-organspender-sein.html>

81 Heinemann und Kaiser 2018: <https://www.welt.de/wirtschaft/article181410776/Organspende-Was-die-Widerspruchsloesung-gefaehrdet-koennte.html>

82 Heilbronner Stimme 2018: 9.

83 DPA 2018: <https://www.sueddeutsche.de/gesundheits/dresden-klebsch-fuer-widerspruchsloesung-bei-organspende-dpa-urn-newsml-dpa-com-20090101-180904-99-817563>

84 Ferber 2018: 17.

Abbildung 22: Life-Time Clock, Tag der Organspende 2016, München



Bildquelle: privat

Abbildung 23: Life-Time Clock, Nahaufnahme, Tag der Organspende 2016, München



Bildquelle: privat

Die übergroße, auf dem zentralen Platz der jeweiligen Stadt aufgestellte Sanduhr kann von Besucher\*innen nicht nur umrundet und berührt werden; auch Organspendeausweise können aus einer dafür vorgesehenen Halterung entnommen werden. Über der Halterung können Besucher\*innen den folgenden Text lesen:

»KEVINS LEBENSZEIT LÄUFT AB: MINUTE FÜR MINUTE:

Seit vier Jahren wartet Kevin auf ein Spenderherz. Nur eine Organspende kann sein Leben retten. Über 10 000 Patienten warten in Deutschland auf ein Spenderorgan. Tag für Tag sterben zwei oder drei von ihnen. Entscheiden Sie sich jetzt für einen Organspendeausweis.«

Die Gesamtkomposition aus der Uhren-Skulptur, dem Text und dem interaktiven Element der Ausweis-Halterung legt nahe, Besucher\*innen könnten Kevins Leben mit einem Organspendeausweis retten:<sup>85</sup> sie sollen sich nicht etwa für eine Organspende bzw. die Bereitschaft zur Organspende entscheiden, sondern für einen Ausweis.

Dass solcherlei Insinuationen eine sehr verkürzte Darstellung der Kausalzusammenhänge zwischen Organspendeausweisen und erfolgreichen Organtransplantationen sind, lässt zeigt der Blick auf die Berichte der DSO. Hier werden jährlich Transplantationszahlen veröffentlicht, die unter anderem zeigen, an wie vielen potenziellen Spender\*innen tatsächlich eine Transplantation durchgeführt wurde.

Der Organspendeausweis spielt in diesen Darstellungen folglich nur dann eine Rolle, wenn es (retrospektiv) um die Feststellung des Patient\*innenwillens geht, nicht aber für die Spender\*innen-Rekrutierung. Von 2006 bis 2020 wurde in den Berichten die Zahl der realisierten Spenden den möglichen Organspender\*innen gegenübergestellt, also Fällen von Patient\*innen, bei denen der IHA festgestellt wurde.

Hier zeigt sich nicht zuletzt auch, dass Patient\*innen, die rechtzeitig und unter intensivmedizinischer Aufsicht als hirntot diagnostiziert werden, vor dem Hintergrund von über 900.000 Todesfällen pro Jahr,<sup>86</sup> ein vergleichsweise seltenes Ereignis sind, da, wie wir in der Abbildung sehen können, im Durchschnitt nur etwas über 1.000 Menschen jährlich überhaupt zu (medizinisch) möglichen Spender\*innen werden.<sup>87</sup>

85 Vgl. hierzu auch Böhler 2018: 358f und Böhler 2022: 240.

86 Statista 2025b: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/156902/umfrage/sterbefaelle-in-deutschland/>

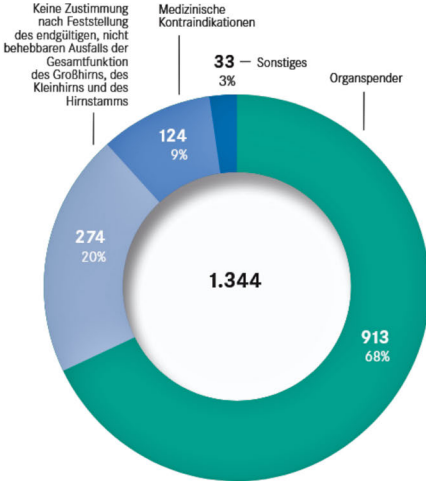
87 Vgl. auch Böhler 2022: 230 und DSO (o.A.).

Abbildung 24: Tortendiagramm »Mögliche Organspender« 2020

29

**Mögliche Organspender**

Deutschland 2020 | Anzahl und prozentualer Anteil  
DSO 099



**Mögliche Organspender**

Verstorbene, bei denen der Tod nach den Richtlinien der Bundesärztekammer festgestellt worden ist und bei denen keine medizinischen Ausschlussgründe zur Organspende aufgrund der Organfunktion oder der Gefährdung des Empfängers durch übertragbare Krankheiten vorliegen, werden als mögliche Organspender bezeichnet.

Im Jahr 2020 gab es bundesweit 1.344 mögliche Spender (2019: 1.371, 2018: 1.416). 68 Prozent von ihnen wurden tatsächlich Organspender (2019: 68, 2018: 67, 2017: 68 Prozent). Dies entspricht 913 Organspendern (2019: 932, 2018: 955) **Abb 29**.

In 274 der 1.344 Fälle von möglichen Organspendern fehlte die Zustimmung zur Organspende durch die Angehörigen, nachdem der irreversible Hirnfunktionsausfall und damit der Tod festgestellt wurden. Der Anteil dieser nicht realisierten Organspenden betrug im Jahr 2020 insgesamt 20 Prozent (2019: 21, 2018 und 2017: 24 Prozent der Fälle).

Fälle, bei denen die Angehörigen von sich aus eine Organspende vor der Todesfeststellung ausgeschlossen haben, werden von der DSO nicht erfasst.

Bildquelle: Deutsche Stiftung Organtransplantation (DSO)

Aus diesen Zahlen ergibt sich für das Jahr 2020 eine Realisierungsquote von 68 % – eine Quote, die in den letzten Jahren kontinuierlich angestiegen ist (im Jahr 2006 beispielsweise waren es noch 64,29 %). Aus dem Tortendiagramm der DSO geht zudem hervor, dass in nur 20 % der Fälle fehlende Zustimmung der Grund für eine nicht realisierte Spende war, denn auch nach Feststellung des Hirntodes gab es medizinische Kontraindikationen und nicht weiter benannte sonstige Ausschlussgründe. Aus den Berichten geht zudem hervor, dass in den wenigsten Fällen ein Organspendeausweis oder eine sonstige schriftliche Äußerung eine Rolle bei der Feststellung des Patient\*innenwillens gespielt hat. Der Kausalzusammenhang zwischen einem ausgefüllten Organspendeausweis und der Rettung eines oder mehrerer Leben durch eine Transplantation ließe sich folglich allenfalls darüber herstellen, dass ein Organspendeausweis als Gesprächsanlass gedient haben könnte, durch den später befragte Angehörige über den Willen der verstorbenen Person informiert waren.<sup>88</sup>

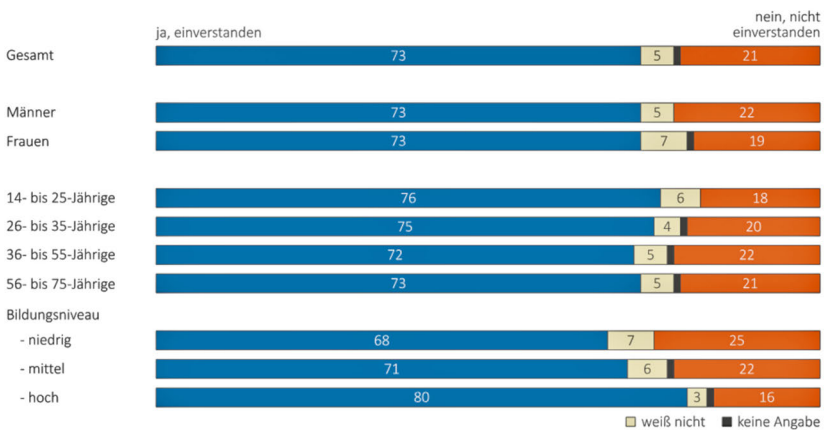
Vergleicht man diese Daten wiederum mit dem von der BZgA veröffentlichten Stimmungsbild, das »aktive Zustimmung«, also generelle Befürwortung, von »passiver Zustimmung«, also der Bereitschaft sich Organe entnehmen zu lassen, unterscheidet,

88 Aus dem Interview mit dem beruflich in Transplantationsprozesse involvierten Theo und Hintergrundgesprächen im Feld geht hervor, dass es – ungeachtet der Rechtsgültigkeit eines unterschriebenen Ausweises – nicht gängige Praxis ist, sich über den Willen von Angehörigen hinwegzusetzen. Traumatisierte Angehörige, die sich an eine breitere Öffentlichkeit wenden, würden, so die Befürchtung, dem Transplantationssystem gegebenenfalls mehr schaden, als eine einzelne Spende nützen würde.

ergibt sich eine nur geringfügige Differenz zwischen der hypothetischen und der faktischen Zustimmung bzw. Ablehnung. Zuletzt erklärten 21 % der Befragten mit einer Entnahme von Organen und Geweben nicht einverstanden zu sein (siehe Abbildung), – und damit sogar 1 % mehr als in der realen Transplantationssituation des Jahres 2020 (20 %).<sup>89</sup>

Abbildung 25: Grafik »Zustimmung zu Organspende«

Wären Sie grundsätzlich damit einverstanden, dass man Ihnen nach Ihrem Tod Organe und Gewebe entnimmt - oder wären Sie damit nicht einverstanden?



Basis: 4.001 Befragte

Angaben in Prozent

Bildquelle: © Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit, Köln

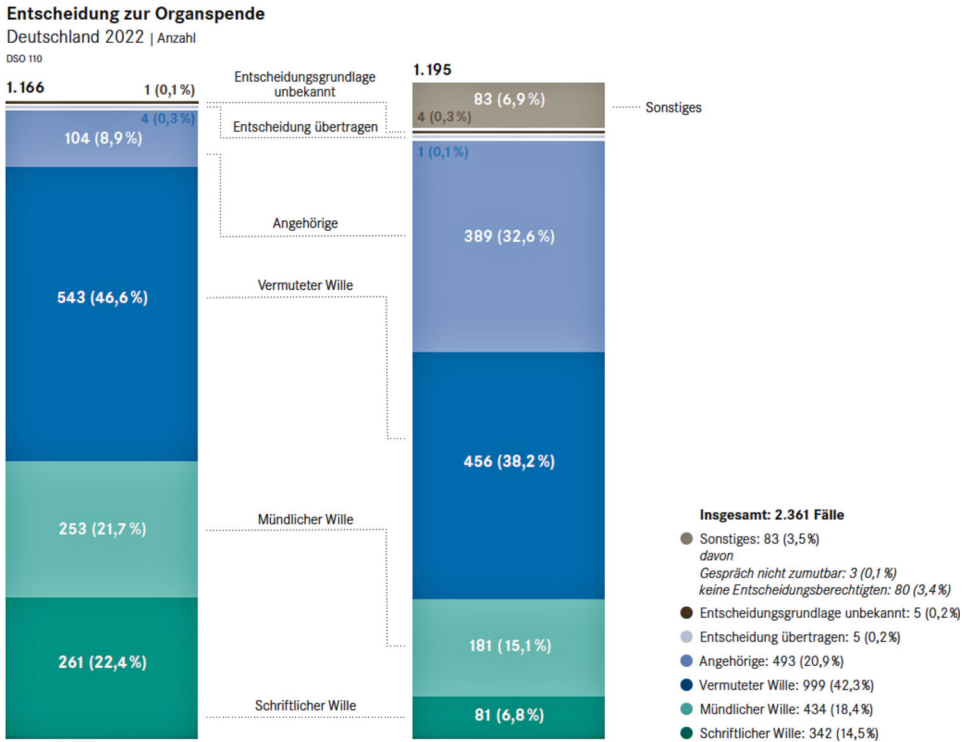
Zahlen wie diese lassen sich unterschiedlich auslegen. Die folglich ebenfalls mögliche Interpretation, dass die faktischen Transplantationsraten im Wesentlichen auch das Stimmungsbild in der Bevölkerung abbilden und die Akzeptanz in der Bevölkerung kontinuierlich ansteigen scheint, findet jedoch keinen Platz im öffentlichen Diskurs. Wer also eine Widerspruchslösung fordert und zugleich mit dem freien Patient\*innenwillen argumentiert, müsste im Lichte dieser Darstellung davon ausgehen, dass eine solche Gesetzesänderung entweder keinen signifikanten Einfluss auf die Spendenraten hätte oder daraufsetzen, dass Menschen gegebenenfalls auch gegen ihren Willen Organe und Gewebe entnommen werden könnten, vor allem dann, wenn der Organspendeausweis weiterhin das Mittel der Wahl zur Willensfeststellung bliebe.

Seit 2021 gibt es in den Berichten der DSO keine Darstellung der Spendenzahlen mehr, wie wir sie zuvor in der Tortengrafik gesehen haben. Der Jahresbericht von 2022 zeichnet ein völlig anderes Bild: Fast die Hälfte aller möglichen Organspenden wurde abgelehnt.<sup>90</sup>

89 Vgl. Zimmering und Caille-Brillet 2021.

90 Vgl. DSO 2023: 56.

Abbildung 26: Grafik »Entscheidung zur Organspende« 2022



Bildquelle: Deutsch Stiftung Organtransplantation, DSO

Zudem zeigt die neue Darstellung der DSO die verhältnismäßig geringe Zahl schriftlicher Willensbekundungen (also unter anderem von Organspendeausweisen), was zunächst als Widerspruch zu den vorsichtig optimistischen Prognosen der BZgA erscheinen mag.

Doch auch dieser scheinbar eklatante Einbruch ist offenkundig eine Frage der Darstellung und der Interpretation. Der wesentliche Unterschied zu den vorherigen Visualisierungen der DSO besteht in der Zahl der möglichen Spender\*innen. Als solche gelten nun nicht mehr nur Patient\*innen bei denen der IHA festgestellt wurde, sondern auch gemeldete Patient\*innen, bei denen letztlich kein IHA festgestellt werden konnte. Daraus ergibt sich eine höhere Zahl an Fällen (2.361) im Unterschied zu den sonst über die Jahre relativ stabilen etwas über 1.000 Hirntoten. Angehörige wurden hier folglich in unterschiedlichen Stadien des Prozesses und offenbar auch vor Feststellung des Hirntodes befragt, was zu einigen Unklarheiten führt:

- Offen bleibt beispielsweise, ob die Zustimmung vielleicht auch deshalb nicht gegeben war, weil die gemeldete Person aus medizinischen Gründen nicht als Spender\*in infrage kam und wie sich eine ggf. noch nicht erfolgte Todesfeststellung auf die Entscheidung auswirkt.

- Unklar bleibt zudem, ob im Falle einer Eignung als Spender\*in, also im Falle einer IHA-Feststellung, nicht doch eine Zustimmung erfolgt wäre.
- Unter den hier gezählten Fällen lassen sich zudem auch Eltern von Minderjährigen, die ggf. noch keine Willensäußerung tätigen konnten, vermuten. Für Fälle, in denen die Verstorbenen zu jung für eine schriftliche oder gar mündliche Willenserklärung waren oder kognitive Beeinträchtigungen bestanden, scheinen die in der Visualisierung angegebenen Parameter der Willenserklärung folglich wenig plausibel.

Ungeachtet dieser Unklarheiten gibt es erneut klare Auslegungen der im Bericht von 2022 genannten Zahlen. So heißt es in der Zeitschrift der Bundesärztekammer:

»Die Pandemie ist aber nicht der einzige Grund für den Rückgang. Sehr wichtig ist laut DSO, dass oft die Zustimmung zur Organspende fehlt. Bei den 2.387 organspendebezogenen Kontakten im Jahr 2022, die nicht zu einer Organspende führten, scheiterte die Spende 1.185 Mal an einer fehlenden Zustimmung, also in rund der Hälfte der Fälle. Die weitere Analyse zeigt, dass bei vorliegendem schriftlichem oder mündlichem Willen der Verstorbenen eine Zustimmung in zwei Drittel (sic!) der Fälle erfolgt. »Wenn Angehörige aber allein nach ihren eigenen Wertvorstellungen entscheiden müssen, stimmen sie in rund 80 Prozent der Fälle einer Organspende nicht zu, obwohl Umfragen immer wieder die positive Einstellung der Bundesbürgerinnen und -bürger belegen«, hieß es aus der DSO. Würden mehr Menschen ihre selbstbestimmte Entscheidung dokumentieren, könnte das aus Sicht der Stiftung also dazu beitragen, dass mehr Organe gespendet werden.«<sup>91</sup>

Diese spezifische Darstellung legt nahe, verantwortlich für die als zu gering erachtete Zahl von Organspenden seien die Angehörigen. In einem Tweet eines Mediziners heißt es:<sup>92</sup>

»Organspendebericht 2022 mit sinkenden Zahlen. Fehlende Zustimmung ist der Hauptgrund dafür, dass eine #Organspende nicht durchgeführt wird. Wenn Angehörige allein entscheiden müssen, stimmen sie in 80 % der Fälle nicht zu.« (Der Beitrag ist mit dem Bild eines Organspendeausweises illustriert).

Auch hier werden, ohne den Kontext zu nennen oder die Zahl in die Gesamtanzahl organspendebezogener Kontakte einzuordnen, die 80 % Ablehnung von Angehörigen ins Feld geführt. Die genannten 80 % beziehen sich allerdings nur auf die 493 Fälle, in denen diese ohne jeglichen Anhaltspunkt und zum Teil vor Feststellung des IHA entscheiden mussten. In diesen 493 Fällen lehnten tatsächlich 79,9 % die Organentnahme ab. In der Gesamtschau aller organspendebezogenen Kontakte macht diese Gruppe allerdings nur knapp 16,5 % aus.

91 Ärzteblatt 2023: <https://www.aerzteblatt.de/news/warum-die-zahl-der-organspenden-zurueckgegangen-ist-5121ca84-7a4d-4bf7-9fad-747f6ea3ffe3>. Hervorhebung im Original.

92 Das Profil nennt explizit auch Arbeitsort, Einsatzgebiet und Funktion, da es sich jedoch nicht um ein verifiziertes Profil oder einen offiziellen Account der Einrichtung handelt, und es mir zusätzlich nicht um die Einzelperson selbst, sondern um den Kern der Aussage geht, habe ich hier auf genauere Angaben oder das Einfügen eines Screenshots verzichtet.

Zusammengefasst zeigt diese kurze Reise in die Quantifizierung des Organspendeausweises, der ungeachtet seiner geringen Relevanz in der klinischen Praxis der Willensfindung meist für die Entscheidung zur Organspende steht, wie das Objekt Ausweis auf unterschiedliche Art argumentativ zum Einsatz kommt: Wenn Organspendeausweise »Leben retten« geht dies oft einher mit Ermahnungen wegen der geringen Zahl ausgefüllter Ausweise beziehungsweise Ermunterungen, mehr Organspendeausweise auszufüllen. Reicht der Organspendeausweis und mit ihm die Zustimmungslösung in der Wahrnehmung der jeweiligen Akteur\*innen nicht mehr aus, wird meist eine Widerspruchslösung gefordert, um denjenigen beizukommen, die mutmaßlich sich und/oder ihre Angehörigen einer Organentnahme entziehen wollen.

Eine alternative Auslegung der Daten von BZgA und DSO könnte jedoch auch sein, dass eine Transplantationsrate von knapp 70 % für ein Land, in dem die generelle, also hypothetische, Zustimmung zu Organspenden bei ca. 80 % liegt und das zudem auf aktive Zustimmung setzt keine schlechte Quote ist. Sie ließen sich auch so interpretieren, dass die Zahlen der faktisch durchgeführten Transplantationen, eingerechnet, dass ein Teil der wegfallenden gut 30 % auch aus anderen Gründen als mangelnder Zustimmung weggefallen ist, sich auch weitestgehend mit dem Stimmungsbild in der Bevölkerung decken. Es könnte hervorgehoben werden, dass nicht nur die Tendenz zur Zustimmung, sondern auch die Bereitschaft, diesen Willen zu dokumentieren und gegebenenfalls öffentlich zu äußern, in der Bevölkerung steigend zunimmt.

Es wäre zudem möglich, aus den Fällen derer, die sich ohne jeglichen Anhaltspunkt letztlich gegen die Freigabe der Organe ihrer Angehörigen entschieden haben, klarer hervorgehen zu lassen, unter welchen (zusätzlichen) Bedingungen diese Entscheidung getroffen wurde. Die strukturelle Schwäche des Ausweises, die ihn in diesem Zusammenhang eher symbolisch als rechtskräftig erscheinen lässt, ermöglicht es also auch, ihn zu vielfältigen kommunikativen Zwecken einzusetzen. In welcher Weise der Ausweis als offizielles Dokument auch öffentliches Wissen über Organspende prägt und welcher Art die Verbindung ist, die er als Grenzobjekt zwischen sozialen Welten stiftet, ist, wie wir hier sehen konnten, auch Bestandteil strategischer, gesundheitspolitischer Entscheidungen.

Der Beitrag einer enttäuschten Person auf Facebook in Reaktion auf die Ablehnung der Widerspruchslösung im Jahr 2020 illustriert eindrucksvoll, wie die Idee des Zusammenhangs von Organspendeausweisen und politischem Klima antizipiert werden kann:<sup>93</sup> Sie spricht von Wut und Trauer, schlägt aber auch vor, nun in einer Art konzentrierten Aktion bei Ämtern und Behörden nach Organspendeausweisen zu fragen und diesen so zu signalisieren, dass diese nun hier zum Ausfüllen bereitliegen sollten. Hier geht es weniger darum, wie im Falle der *Life-time Clock*, Leben zu retten, sondern vor allem darum, politisch gegenzusteuern, wofür der Organspendeausweis als passendes Instrument in Betracht gezogen wird. Der Beitrag zeigt vor allem *eine* Funktion des Organspendeausweises: Es kann (unabhängig von der faktischen Wirkung auf die Entscheidung des Bundestages oder auf die Transplantationszahlen) etwas getan werden.

93 Aus Datenschutzgründen wurde hier auf die Wiedergabe des direkten Zitats verzichtet.

## 8.4 Die ›offizielle‹ Wirkung des Organspendeausweises

Nicht nur der Materialität und Quantität von Organspendeausweisen werden Wirkungen unterstellt, auch seine visuelle Gestaltung nimmt Einfluss auf die Wahrnehmung von Organspende als gesellschaftlicher Praxis. Nehmen wir dafür zunächst erneut unseren ›Urausweis‹ (vgl. Kapitel 4). Neben der wiedererkennbaren Farbkombination sind es zwei visuelle Bausteine, die in den Interviews, die für dieses Projekt geführt wurden, eine besondere Wirkung entfalten: der Bundesadler und das Paragraphenzeichen »§« mit Verweis auf das Transplantationsgesetz. Sie verleihen ihm einen offiziellen Charakter und verweisen auf eine gesetzliche Einbettung. Letzteres beeindruckt den Interviewten Juhani, als dieser sich seinen finnischen Organspendeausweis im Vergleich mit der deutschen Plastikkarte ansieht. »You have a plastic card!«, ruft er überrascht aus.

Nicht nur das Material der finnischen Karte (»it's made of cardboard«) lässt ihn daran zweifeln, ob sein Ausweis ein »offizieller« Ausweis ist. »It's all just associations« (denn nur Vereine werden auf der finnischen Karte erwähnt), während die deutsche Karte immerhin »some legislation thing« aufweise. Damit meint er den Verweis auf das Transplantationsgesetz mit dem für ihn auch ohne deutsche Sprachkenntnisse erkennbaren §-Zeichen. »I don't see any in the Finnish version ...so...it's quite...plain...I dunno. It's a bit useless in that sense«, findet er. Ein Organspendeausweis mit Paragraphenzeichen erscheint ihm folglich wirksamer als einer, der nur auf einen Verein oder eine Patient\*innenorganisation verweist.

Obgleich (auch in Deutschland) jede Institution oder Einzelperson ihre eigenen Organspendeausweise gestalten kann, gibt es mit Blick auf unseren Urausweis doch ein paar Regeln, die sowohl das Element Bundesadler als auch die in den Textbausteinen verwendeten Formulierungen betreffen. So erklärt mir Karolin, als Mitarbeiterin einer dem Transplantationssystem nahestehenden Einrichtung:

»K: Ja. Aber das ist – also das ist der einzige, das ist der offizielle, und der darf auch nicht verändert werden. Also das Einzige, was man verändern darf, ist hier sein eigenes Logo einsetzen, aber sonst darf der nicht verändert werden. Das ist ... wie nennt sich das? Eine Verwaltungsvorschrift.

Also deswegen haben wir auch das Problem, dass wir zum Beispiel, irgendwo war da was. Hier (nimmt einen der Ausweise, die vor uns auf dem Tisch liegen) dieses »oder«, das ist eigentlich nicht so ganz... Da müsste »und« stehen anstelle von »oder«. Das Problem ist, dass es eine Verwaltungsvorschrift ist. Deshalb müsste es durch den Bundestag, um geändert zu werden, der Text. Mit einer Zweidrittelmehrheit. Und das ist einfach zu aufwendig.

I: Aber dann könnte man jetzt ja auch einfach sagen ... hier steht jetzt zum Beispiel nur etwas von Organen, ne?

K: Ja, das ist ja egal, man kann ja ... also das ist ja relativ irrelevant, weil man kann das auch einfach, ich kann mir jetzt auch hier da das Stückchen Papier rausrupfen, draufschreiben: »Ich bin Organspender«, oder: »Ich bin kein Organspender«, Datum und Unterschrift, und dann ist das auch ...

I: Und wofür braucht man dann Verwaltungsvorschriften?

K: Das ist halt einfach, weil es ein offizielles Dokument ist, weil da der Bundesadler drauf ist. Deswegen ist es ein offizielles Dokument der Regierung. So habe ich das ver-

standen, und die darf man halt nicht einfach verändern. Weil es halt, ne, da ist offiziell das Zeichen drauf, und damit ...

I: Wobei, ich habe jetzt schon so viele ...

K: Und jeder kann sich seinen eigenen Organspendeausweis kreieren, das ist völlig egal. Das kann jeder machen, wie er will. Aber wenn er mit dem offiziellen arbeitet, darf er halt nur das da einfügen, aber sonst nicht verändern.«

Für Karolin ist klar, dass der Organspendeausweis inhaltlich austauschbar ist, seine besondere Autorität jedoch aus der staatlichen Symbolik – allen voran dem Bundesadler – bezieht. Sie nimmt an, dass der Bundesadler und das Layout den Ausweis zum »offiziellen Regierungsdokument« machen, das nicht verändert werden darf, was juristisch zwar nicht exakt ist,<sup>94</sup> aber auf ihre Interpretation der amtlichen Symbolik schließen lässt.

Unser Urausweis basiert folglich auf einer Vorlage, an der bestimmte Aspekte verändert werden dürfen: Darunter Material und Größe sowie der Einsatz eigener Logos an bestimmten Stellen. Die Regeln im Umgang mit Design, Text und Symbolen werden zugleich ausgehebelt dadurch, dass im Zweifelsfall jedes Schriftstück als rechtsgültiges Dokument gilt. So ist der Organspendeausweis einerseits ein staatliches Dokument, zugleich aber strukturell so offen, dass (im Unterschied zu einem Führerschein oder einem Personalausweis) fast jede Form der Imitation möglich ist. Gerade die Möglichkeit, die offizielle Vorlage auch mit eigenen Logos zu versehen, macht ihn zum Grenzobjekt, das eine institutionenübergreifende Zusammenarbeit ermöglicht.

Im Interview mit Lisa lerne ich eine alternative Version des Ausweises, die »nette Karte«, kennen: eine himmelblaue Plastikkarte mit weißen Wolken, die sie und ihre Geschwister von ihrer Mutter bekommen haben.

---

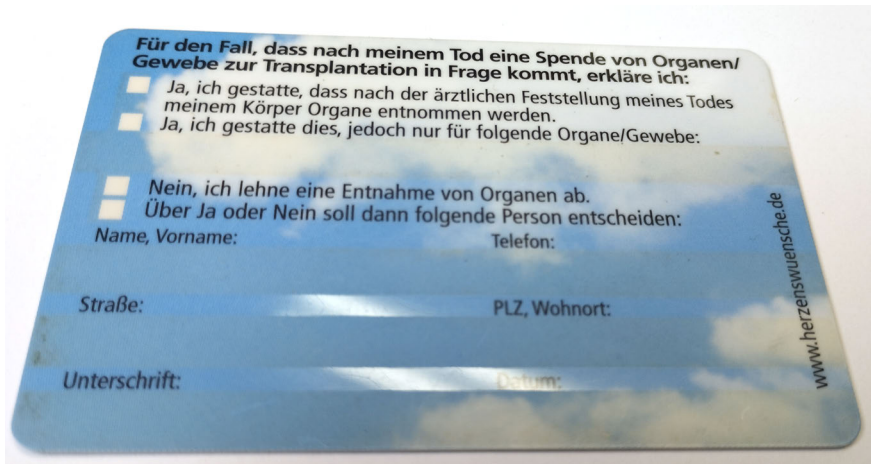
94 Anmerkung zur Einordnung dieser Aussage: Eine Zweidrittelmehrheit im Bundestag braucht es etwa für Änderungen des Grundgesetzes, nicht aber für die Änderung von Verwaltungsvorschriften. Diese müssen auch nicht im Bundestag abgestimmt werden. Allerdings gibt Regeln für die Verwendung des Bundesadlers. Zum Begriff der Verwaltungsvorschrift vgl. Bundesregierung 2023: [https://www.verwaltung-innovativ.de/DE/Gesetzgebung/Projekt\\_eGesetzgebung/Handbuecher\\_Arbeitshilfen\\_Leitfaeden/Hb\\_vorbereitung\\_rechts\\_u\\_verwaltungsvorschriften/Teil\\_VI\\_Verwaltungsvorschriften/2\\_Ermaechtigung\\_zum\\_Erlass/2\\_Ermaechtigung\\_zum\\_Erlass\\_node.html](https://www.verwaltung-innovativ.de/DE/Gesetzgebung/Projekt_eGesetzgebung/Handbuecher_Arbeitshilfen_Leitfaeden/Hb_vorbereitung_rechts_u_verwaltungsvorschriften/Teil_VI_Verwaltungsvorschriften/2_Ermaechtigung_zum_Erlass/2_Ermaechtigung_zum_Erlass_node.html)

Abbildung 27: Organspendeausweis »Herzenswünsche e.V.«, Vorderseite



Bildquelle: privat

Abbildung 28: Organspendeausweis »Herzenswünsche« e.V.«, Rückseite



Bildquelle: privat

Auf die Frage, wie sie mit dem Thema »Organspende« in Kontakt gekommen ist, antwortet Lisa Folgendes:

»L: Also es wurde ja irgendwann...kam es plötzlich so in den Medien ich weiß nicht mehr genau wann das war, aber es ist schon n paar Jahre her ... und da wurde es dann populär, man hat da drüber gesprochen, [...] die Ärzte haben einen teilweise drauf angesprochen.

Wie ich jetzt zu meinem Organspendeausweis gekommen bin das war halt so, dass ich damals noch bei meinen Eltern gewohnt habe und wir haben alle den gleichen Haus-

arzt und meine Mutter war dann einfach mal da zu nem Termin, und da lagen halt auf der Theke Organspendeausweise und dann hat sie direkt für die ganze Familie welche mitgenommen, hat uns die gegeben.

Ich war, glaub ich, damals 16 oder so, wenn ich mich recht erinnere und hat sie die uns gegeben, und hat einfach gesagt »Ja, füllt die mal bitte aus.« Letztendlich kann man ja sogar auf'm Organspendeausweis verneinen. Also, des war jetzt nicht so ne Vorgabe, dass sie gesagt hat »spendet bitte«, sondern des war wirklich so: »Füllt's bitte aus und habt's, tragt's im Portemonnaie«. Und ich hab ihn dann damals ausgefüllt, es war auch so ne ganz nette Plastikkarte, nicht irgendwie so 'n Pappding, was die meisten haben, und ich glaub, meine Geschwister haben's auch ausgefüllt aber ob die's jetzt noch dabeihaben, weiß ich nicht. Hab ich nicht mit denen drüber gesprochen.«

Lisas Kontakt mit der Thematik entsteht also durch Organspendeausweise. Die Plastikkarte mit den Wolken gefällt ihr und hebt sich von Organspendeausweisen ab, die sie von anderen Leuten kennt – die »nette Plastikkarte« ist etwas Besonderes. Der »normale« Organspendeausweis »mit diesem Adler« sieht für sie aus, »als wäre es etwas Gesetzliches und nicht unbedingt was Medizinisches«. Ein medizinisches Aussehen findet sie dagegen in der rot-weiß gestalteten Schweizer Organspendekarte, deren Farbgebung an Symbole wie das Rote Kreuz oder das ebenfalls rote »Apotheken-A« auf weißem Grund erinnert.

Abbildung 29: Schweizer Organspendeausweis



Bildquelle: privat

Für Lisa geht das Konzept der staatlichen oder offiziellen Vorlage für ihre persönliche Entscheidung in einem medizinischen Feld folglich nicht auf.

Nach dem Interview mit Lisa füge ich die »nette Karte« meiner Sammlung von Ausweisen hinzu, die ich schließlich auch mit Theo diskutiere. Aus den vor ihm liegenden Karten wählt auch er zunächst eben diese Karte mit dem Wolkenmotiv (»Och, des'doch nett«) und vergleicht sie mit dem »normalen« Organspendeausweis (»Der is sehr amtlich hier, ne?«). An die Amtlichkeit des Ausweises schließt er die Vermutung an, dieser sei »nach Personalausweisart« entwickelt worden. Im Unterschied zu dieser eher nüchternen Sachlichkeit mit (in seinen Worten) »deutschem Reichsadler« lässt die nette Karte mit Himmel und Wolken »die Fantasie spielen«. Für Max wiederum ist der offizielle Organspendeausweis »schick und professionell« und der »deutsche Adler« vertrauens-erweckend.

Die Gesamtkomposition des offiziellen Organspendeausweises suggeriert, dass hinter dem Objekt eine größere Institution steht und dass es sich um eine rechtlich eingebettete und staatlich abgesegnete Angelegenheit handelt. Wie diese Verbindung von einzelnen potenziellen Spender\*innen schließlich rezipiert wird, hängt also nicht zuletzt auch damit zusammen, wie viel Vertrauen sie den mit der Karte assoziierten Institutionen entgegenbringen. Verbunden mit der Vertrauensfrage kann die Präsenz des Ausweises in seiner standardisierten und damit auch leicht wiedererkennbaren Form auch Befürchtungen wecken. Diese Beobachtung macht zum Beispiel Karolin: »[...] es gibt ja auch diese weitverbreitete Angst, dass, also quasi man hat einen Organspendeausweis, und das erste, was der Sanitäter sagt, ist: ›Oh, dem helfe ich nicht mehr‹.«

Von eben dieser Angst, mit Organspendeausweis keine angemessene medizinische Versorgung zu erfahren, berichtet uns Anka:

»A: Meine Befürchtung ist, dass in einer Stresssituation – Ärzte sind ja auch Menschen – sie den Ausweis sehen und vielleicht gar nicht gucken, was drauf steht und sagen: ›Ah ja, okay. Ausweis ist da, Transplantation erlaubt‹.«

Anka würde auf dem Ausweis »Nein« ankreuzen, fürchtet jedoch, dass ihr Wille überlesen werden könnte, weil die reine Präsenz des Ausweises (wie im finnischen Modell) eine Bereitschaft zur Organspende signalisieren könnte. Ähnlich empfindet auch Jule, die wie wir bereits erfahren haben, keinen Ausweis besitzt und zeichnet folgendes Szenario:

»J: Und, genau man hat'n Unfall, ist sofort tot und dann ... stürzen sich alle auf deinen Organausweis und nehmen dich ganz schnell irgendwo hin, damit vielleicht noch dein ... irgendetwas ... intakt ist.«

Lisa teilt solche Zweifel nicht und vermutet die Lösung in der richtigen Platzierung und Deutlichkeit des Ankreuzens:

»L: Ne. Also das glaube ich wirklich nicht. Auch wenn man da ein eindeutiges Kreuz macht, dann glaube ich nicht, dass das irgendjemand überlesen könnte [...] dann hätte ich keine Angst, dass irgendjemand da etwas anders machen würde, selbst wenn ich »Nein« ankreuzen würde.«

Um die Wirkung des gesetzten Kreuzes zu illustrieren, verwendet sie das Beispiel eines Bestatters in ihrem Freundeskreis, durch den sie von den bürokratischen Praktiken des Todes zu berichten weiß. In ihrem Beispiel wird der Leichnam erst dann abgeholt, wenn der Arzt ein Kreuz an der richtigen Stelle des richtigen Blattes gesetzt hat: »Und da wird auch nicht gemogelt«, betont sie. Der Angst, dass eben doch gemogelt werden könnte, dass der Ausweis als Bote des Willens übersehen oder überlistet würde oder gar als eine Art Anti-Mojo<sup>95</sup> fungieren und damit auch Unglück über die Person bringen könnte, wird im öffentlichen Diskurs meist auf sehr ähnliche Art behandelt: Sie werden (wie von Karolin) für »Blödsinn« erklärt, gelten als irrational oder – wie in einer Video-Kampagne von 2016 deutlich wurde – als Ausrede.<sup>96</sup>

Unter dem Motto »Keine Ausreden« bearbeitet das Bayerische Staatsministerium für Gesundheit und Pflege laut Pressemeldung »häufige Vorurteile und Ausreden im Zusammenhang mit Organspenden«<sup>97</sup> in kurzen Videoclips mit deutschen Comedians. Eine Szene aus dem Clip mit YouTuberin »Joyce« zeigt eine in einer Wohnungsküche nachgestellte OP-Szene, in der das Auffinden eines Organspendeausweises dazu führt, dass die »Operation« für eine Kaffeepause unterbrochen wird und die YouTuberin im blutverschmierten OP-Kostüm mit den Worten »Da müssen wir uns ja jetzt gar nicht so viel Mühe geben« den Raum verlässt. Die »Ausrede #2« (Ärzte würden sich weniger Mühe geben, um dann schneller an Organe zu kommen) wird schließlich durch eine kurze Erklärung über die Verpflichtung von Ärzt\*innen und die Trennung von behandelndem und transplantierendem Personal entkräftet.<sup>98</sup> Obgleich sie offenkundig nicht immer ernst genommen werden, haben Ängste wie Anka und Jule sie formulieren doch reale Auswirkungen, etwa darauf, ob Personen einen Organspendeausweis haben und für ihre Willensäußerung nutzen möchten und ob er als verbindendes Grenzobjekt funktioniert. Es ist vielleicht auch die Angst vor dem, was Graeber als »strukturelle Dummheit« bezeichnet,<sup>99</sup> die Erfahrung mit verwirrenden oder dysfunktionalen Aspekten bürokratischer Ordnungssysteme und Akteur\*innen, die gegebenenfalls ihrer eigenen Ordnung nicht gerecht werden können.<sup>100</sup>

Die Angst vor Missbrauch ihres Ausweises und ihres Körpers geht für Jule aber noch mit einer anderen Empfindung einher: »Hm also ich interessiere mich schon lang dafür und laufe immer mit schlechtem Gewissen an den Kärtchen da vorbei, die man ausfüllen kann.« Obgleich sie sich als »super sozial« und »ultra engagiert« beschreibt, Attribute, die für sie zur Identität einer potenziellen Spenderin gehören, kann sie sich nicht entscheiden, einen Organspendeausweis auszufüllen, der sie in ihrer Wahrnehmung zwar moralisch aufwerten, zugleich aber auch gefährden würde. Diese Dissonanz kann Jule nicht auflösen.

95 Das Gegenteil eines Talismans oder Glücksbringers.

96 Bayerisches Staatsministerium für Gesundheit, Pflege und Prävention 2018: <https://web.archive.org/web/20210228194152/https://www.stmgp.bayern.de/presse/neue-internet-filme-werben-bei-jungen-leuten-fuer-organspendeausweis-das-motto-der/?output=pdf>

97 Ebd.

98 Joyce 2016: <https://www.youtube.com/watch?v=ltgDxAaxHIM>

99 Graeber 2015: 57.

100 Vgl. ebd.: 57–127.

## 8.5 Kartenspiele

Der Organspendeausweis als handhabbares Objekt macht es möglich, zum Teil komplexe, affirmative und auch ambivalente Gefühlslagen gegenüber der gesellschaftlichen Praxis, Organe und Gewebe nach dem eigenen Ableben verfügbar zu machen, in Gesten und Handlungen zu transformieren – zum Beispiel bei Jule, die ihn auf das Küchenbrett legt und ihn unausgefüllt dort liegen lässt. Neben der oft mit dem Objekt gegebenen Handlungsanweisung, eine Entscheidung zu treffen, diese im Ausweis zu dokumentieren und ihn möglichst immer bei sich im Geldbeutel zu tragen, gibt es also noch eine ganze Reihe anderer Spielarten, die durch die spezifische Objekthaftigkeit des Ausweises ermöglicht, aber zugleich auch eingeschränkt werden. So eignet sich ein Ausweis aus Papier oder Plastik (anders als etwa Objekte aus Stein) für bestimmte Handlungen, wie beispielsweise, ihn zu zerschneiden. Ein Ausweis aus Papier kann im Unterschied zu einem Ausweis aus Plastik leicht mit der Hand zerrissen oder gefaltet werden.

Abbildung 30: Tag der Organspende 2017, Stand DSO



Bildquelle: privat

Er kann vorgezeigt oder (im Unterschied zu großen, schweren Objekten) an Pinnwände gehängt werden etc. Diese Einsicht mag auf den ersten Blick banal erscheinen, doch spielen eben jene ›Spielmöglichkeiten‹ mit dem Objekt ›Ausweis‹ eine entscheidende Rolle dabei, wie Organspende als öffentliche Praxis aussieht und ausgeführt werden kann. Es macht, wie Latour wusste, einen Unterschied, »einen Nagel mit und ohne Hammer einzuschlagen, Wasser mit und ohne einen Wasserkessel zu kochen«<sup>101</sup> und eben auch, ob Organspende mit oder ohne Ausweis praktisch wird.

101 Latour 2014: 123.

Um dies auch mit Blick auf den Organspendeausweis zu verdeutlichen, möchte ich kurz eine Situation schildern, die zwar nicht direkt im Zuge meiner Feldforschung stattgefunden hat, meinen Blick auf Organspende und den Organspendeausweis jedoch nachhaltig geprägt hat: Als ich begann, über Organspende zu forschen, war ich auf eine private Veranstaltung eingeladen. Dort landete ich mit einem alten Schulfreund an einem kleinen Tisch, und im Verlauf des gegenseitigen Updatens erzählte ich auch ihm von meinem neuen Forschungsthema. »Sag jetzt nichts!«, rief er, zog seinen Geldbeutel hervor und legte schwungvoll seinen Organspendeausweis auf den Tisch.

Diese Geste des Ausweis-Zeigens, vielleicht auch der (Selbst-)Vergewisserung, sollte mir im Verlauf dieser Recherche noch mehrfach begegnen: Sei es, dass Menschen bei meinen Vorträgen ihre Ausweise hervorholen, erneut begutachten, sichtbar auf den Tisch legen oder sich in sozialen Medien mit ihren Organspendeausweisen ablichten und öffentlich präsentieren. Auch die früheren Bildkampagnen der BZgA bedienen sich des Mensch-Ausweis-Motivs.

Abbildung 31: Kampagnenmotiv von 2014



Bildquelle: © Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit, Köln

Gezeigt wird dabei meist die Seite des Ausweises, auf der die persönlichen Daten der Besitzer\*innen einzutragen sind, während die Seite mit der Entscheidung für die Betrachter\*innen unsichtbar bleibt. Der Mensch mit Ausweis ist hier der klar entschiedene, der am Puls der Zeit (»Das trägt man heute«) einen Organspendeausweis als Accessoire der Klarheit bei sich hat.

Doch nicht jede Mensch-Ausweis-Verbindung ergibt ein solches Bild von Entscheidung und Konformität: So landet Ankas Ausweis unausgefüllt im Später-Ordner, Jules Ausweis (ebenfalls unausgefüllt) auf dem Küchenbord oder Emmas Ausweis ausgefüllt, aber nicht unterschrieben im Geldbeutel während Reginas Schwester ihn als Buchzeichen benutzt. Andere werden gesammelt und aufbewahrt, so wie bei Sarah und Stefanie:

Sarah erneuert ihre Entscheidung und holt sich statt des Papierausweises, der »quasi irgendwann auseinandergefallen« ist, einen »aus 'ner festeren Pappe«.

Den ausrangierten Ausweis vermutet sie »einfach aus Nostalgiegründen« in »irgendwelchen Schatzkisten«. Auch Stefanie hat sich mehrfach mit den neuesten Ausweismodellen versorgt und erklärt den Organspendeausweis zu einem ihrer wichtigsten persönlichen Dokumente, das selbst in der reduzierten Urlaubsgeldbörse einen Platz hat. Die alten hat sie weiterhin gesammelt (»Ich kann mich einfach nicht von ihnen trennen«).

Verbunden mit individuellen Biografien der (in Sarahs Fall die Erinnerung an verstorbene Familienmitglieder, die sich positiv zu Organspende geäußert haben, in Stefanies Fall der mehrfache Erhalt eines Organs), werden die Organspendeausweise zu Erinnerungsstücken, die ähnlich wie abgelaufene Personalausweise oder Reisepässe aufbewahrt werden, aber keine alltagspraktische Funktion erfüllen.

Oftmals wird die eigene Ausweisentscheidung auch auf Personen im direkten Umfeld ausgeweitet und der Organspendeausweis zum Multiplikator: So erzählt Sarah mit einem Augenzwinkern, ihren Mann zum Ausfüllen eines eigenen Ausweises »gezwungen« zu haben, Max hat leere Ausweise an seiner Küchenpinnwand, um sie möglichen Besucher\*innen nahezulegen, während Lisa und Stefanie auch aktiv im Freundeskreis Organspendeausweise verteilen. Für Stefanie, die seit ihrer Jugend mit einem neuen Organ lebt, ist dies eine Möglichkeit, zugleich engagiert und distanziert zu sein. So erzählt sie, dass sie weder mit Freund\*innen noch mit der Familie viel über das Thema Organspende und ihre Transplantation gesprochen hat, ihre ganze Familie habe sich nach ihrer Operation aber Organspendeausweise geholt. Kommt das Thema unter Freund\*innen auf, bietet sie an, Ausweise mitzubringen. Der Ausweis als Grenzobjekt verbindet Stefanie mit anderen nicht-transplantierten Menschen und ermöglicht eine Vergewisserung über deren Solidarität mit Stefanies Situation, ohne diese im Detail besprechen zu müssen.

Neben diesen verschiedenen Spielarten kommt der Organspendeausweis vielfach auch als Dekorationselement zum Einsatz, als Objekt also, das selbst keine Entscheidung einzelner Spender\*innen tragen kann, aber doch anzeigt, dass es hier und jetzt um Organspende geht. So kommt ein Organspendeausweis-Würfel, etwa von der Größe eines Bierkastens, offenkundig mehrfach als Requisite im Zuge des Fotoshootings für den Organspendekalender zum Einsatz, den wir bereits in vorherigen Kapiteln kennengelernt haben.

Abbildung 32: Kalenderblatt 1. Juli, 366 Tage Leben



Abbildung 33: Kalenderblatt 20. Mai, 366 Tage Leben



Fotograf: Reinhard Rosendahl i.A. Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit. © Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit, Köln

Fotograf: Reinhard Rosendahl i.A. Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit. © Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit, Köln

Auch auf dem *Tag der Organspende* fordern die teils raumgreifenden Deko-Ausweise die Aufmerksamkeit von Besucher\*innen ein, strukturieren den Raum und weisen den Weg. Sie erinnern nicht nur an die Existenz des Organspendeausweises, sondern zuweilen auch an die mit ihm verbundenen Aufrufe, sich konform und solidarisch zu verhalten.

Abbildung 34: Tag der Organspende 2017, Lastwagen



Bildquelle: privat

Abbildung 35: Tag der Organspende 2017, Ausweis-Wand



Bildquelle: privat

In Erfurt läuft zusätzlich zu den Informationsständen auf dem Domplatz auch ein Organspende-Elf auf Stelzen über den Platz und durch die umliegenden Straßen. Ausgestattet mit spitzen Ohren und Flügeln, trägt er einen überdimensionalen Organspendeausweis um den Hals. Der Ausweis wird hier zur Requisite einer kleinen Performance, die Aufmerksamkeit für die Veranstaltung generieren soll. Die Materialität des Ausweises wird an die Begebenheiten angepasst: Er ist groß genug, um gut sichtbar zu sein, klein genug, um am Körper der performenden Person angebracht zu werden, ohne deren Bewegungsfreiheit einzuschränken. Er verweist auf die Existenz des Organspendeausweises, auf die Möglichkeit, ihn zu nutzen, kommt dabei aber ohne direkte Hinweise auf innere Organe oder den Tod aus. Nicht eine Figur im weißen Kittel oder anderen mit Medizin verbundenen Attributen erhebt sich hier also über die Köpfe der Besucher\*innen, sondern eine Fantasiefigur, wie sie auch zu anderen Festivitäten eingesetzt werden könnte, um auf Elemente lokalen Brauchtums zu verweisen, Körperbeherrschung und Geschicklichkeit zu zeigen und den außeralltäglichen Charakter der jeweiligen Veranstaltung zu unterstreichen.

Abbildung 36: Tag der Organspende 2017, Organspende-Elf



Bildquelle: privat

Wie wir hier sehen konnten, gibt es eine Vielzahl von Spielen, die der Organspendeausweis ermöglicht, die über die Funktion der Entscheidungsdokumentation und Identifikation des Patient\*innenwillens hinaus gehen. Organspendeausweise werden also auch zu Requisiten auf den temporären Bühnen der Auseinandersetzung mit Haltungen zur Transplantationsmedizin und übernehmen folglich repräsentative Funktionen.<sup>102</sup>

## 8.6 Selbstverortungen

Wenn der ehemalige deutsche Gesundheitsminister Jens Spahn im Zuge seines politischen Vorstoßes zur Einführung einer Widerspruchslösung angibt, »seit Jahren«<sup>103</sup> einen Organspendeausweis zu haben, erzählt er nicht nur, seit wann sich dieses Objekt in seinem Besitz befindet. Er bedient sich einer im Feld der Organspende sehr gängigen Technik der Selbstverortung mittels Organspendeausweis, der dann metaphorisch nicht nur für eine (meist positive) Haltung zur Organspende steht, sondern durch deren Dauer auch Stabilität suggeriert. Auch im weiter oben analysierten Organspende-Kalender finden sich Aussagen wie »Ich besitze seit zehn Jahren einen Organspendeausweis. Das ist für mich selbstverständlich.« Oder: »Ich trage meinen Organspendeausweis seit 20 Jahren bei mir: Ein gutes Gefühl, wenn man auf diese Weise Leben retten kann.«

102 Zum Begriff der Performativität vgl. Fischer-Lichte 2012.

103 ZEIT Online 2018: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2018-09/jens-spahn-gesundheitsminister-organspende-transplantation>

Der Ausweis als biografisches Element, das sich nicht erst seit gestern, sondern seit Jahren oder gar Jahrzehnten im Besitz der potenziellen Spender\*innen befindet, zeugt von einer lange gehegten, stabilen Überzeugung.

Wenn Politiker\*innen wie Christine Aschenberg davon sprechen, »seit über 20 Jahren«<sup>104</sup> einen Organspendeausweis bei sich zu haben oder Matthias Birkwald seinen »Organspendeausweis von 1978«<sup>105</sup> dem Plenum des Bundestags zeigt, werden ihre Überzeugungen in Zahlen messbar.<sup>106</sup> Die erzählte Zeit wird Teil der Selbstdeutung mit Blick auf die eigene Haltung. Durch seine offizielle Anmutung und vermutete Langlebigkeit funktioniert der Ausweis hier als Erzählung eines biografischen Eckdatums (ähnlich wie »Ich bin seit 20 Jahren verheiratet«) und im Unterschied zur Zeitspanne, die wir vielleicht auf ein kürzlich erworbenes Stück Obst anlegen wurden. So können wir über den Organspendeausweis durchaus als etwas sprechen, das wir seit Zeit X bei uns haben, während andere Gegenstände in unserem Besitz sich nicht für diese Erzählung eignen, wenn nicht auch ein maßgeblicher Einfluss auf die Lebensführung vermutet wird. So können wir etwa davon berichten, seit 20 Jahren ein Auto zu besitzen und diesen Umstand mit weiteren Erzählungen verknüpfen (etwa noch nie einen Unfall gehabt zu haben).

Äußerungen über die Länge der Mensch-Ausweis-Beziehung, wie wir sie hier bei den Mitgliedern des Bundestags finden, signalisieren drei Dinge: Glaubwürdigkeit, eine beständige Überzeugung und eine verlässliche Haltung zur Organspende. Je länger diese Beziehung ist, desto gefestigter erscheint die Entscheidung zur Organspende und auch die Organspende erscheint dadurch als stabile und seit Langem etablierte gesellschaftliche Praxi.

»Der zerfällt bestimmt auch bald«, twittert etwa ein Nutzer im Zuge der 2020 von Karoline Preisler gestarteten »OrganspendeausweisChallenge« zu einem Bild seines Organspendeausweises. Oder »Ausweis 2.0 in Kartenform. Der erste war ganz schön abgegriffen...«, erklärt eine andere ihren weniger abgenutzten Ausweis auf dem geteilten Bild<sup>107</sup> und signalisiert damit auch, dass ihre Entscheidung mehr ist als ein kurzfristiger Trend.

Diese Art der Deutung ist auch interessant mit Blick auf ein Gegennarrativ, das die strukturelle Schwäche des Organspendeausweises – seine fehlende digitale Erfassung, seine Freiwilligkeit, Formlosigkeit und Umkehrbarkeit – als seine Stärke hervorhebt. So wird immer wieder auch betont, dass eine auf dem Organspendeausweis dokumentierte Entscheidung keine endgültige Entscheidung sein müsse, vielmehr könne man sich immer wieder anders entscheiden, den Ausweis zerstören und einen neuen ausfüllen. Diese Erzählung würde nicht aufgehen in einem System, das die Entscheidung zur Organspende in andere, strukturell stärkere Dokumente wie Personalausweis oder Gesundheitskarte integrieren und die Entscheidung dauerhafter festlegen würde. So ist ein wesentlicher Bestandteil des Organspendeausweises als Grenzobjekt auch seine Einfachheit und die nur geringfügigen Verfahrensbedingungen, die ihn als Sprechakt wirksam machen.

104 Bundestag 2020: 17436/D.

105 Ebd.: 17452/B.

106 Vgl. auch Hitzler und Honer 1994.

107 Thread zu Preisler 2020: <https://x.com/PreislerKa/status/1239238756277903362>

## 8.7 Reflexion: Der Organspendeausweis als Ausweis

In diesem letzten empirischen Kapitel haben wir den Organspendeausweis in verschiedenen Aggregatzuständen seiner ›Ausweishaftigkeit‹ in den Blick genommen und die Frage gestellt, was dieser Ausweis als bürokratisch anmutendes Objekt mit der Praxis der Organspende ›tut‹. Als sensibilisierende Konzepte dienten uns hierbei das Konzept der Gouvernemedialität, wie es von Christoph Engemann vorgestellt wurde, der Begriff der Grenzobjekte, wie Susan Leigh Star und James R. Griesemer ihn in einem Aufsatz von 1989 für museale Objekte erstmals ins Feld geführt hatten sowie der Blick auf die ›Magie‹ der Bürokratie und die spielerischen Elemente, die sich mit Autoren wie Johan Huizinga und Robert Pfaller im Umgang mit Objekten finden lässt. Der Organspendeausweis ist dabei aber nicht nur irgendein Objekt, sondern (und zumindest potenziell) auch ein materialisierter, performativer Sprechakt.

Was haben wir nun aber über den Organspendeausweis erfahren und was erfahren wir durch ihn über die Praxis der Organspende?

Der ›offizielle‹ Organspendeausweis mit Bundesadler, Verweis auf das TPG sowie Zeilen für Name und Unterschrift kann im Kontext staatlicher Beurkundungs- und Identitätssysteme<sup>108</sup> gesehen werden. So ist der Organspendeausweis Teil staatlicher Medialität, und Organspende wird nicht nur als Entscheidung über den toten Körper, als solidarischer Akt oder informierte Entscheidung wahrgenommen, sondern ebenso als Teil eines bürokratischen Systems, mit Bürger\*innen wiederum bestimmte Alltagserfahrungen verbinden.

Wie viele andere Dokumente, die uns im Verlauf des Lebens beurkunden, ist also auch der Organspendeausweis ein »Schreibereignis«.<sup>109</sup> Im Unterschied zu Einträgen, die beispielsweise durch Standesämter vorgenommen werden, verfügt der Organspendeausweis nicht über eine staatlich verwaltete Kopie, die anderen Dokumenten wie dem Personalausweis erst Gültigkeit verleiht. Eine staatliche Registratur gibt es für Organspender\*innen bis dato nicht. Mit Bundesadler und ggf. einer händischen Unterschrift verfügt er über »Zeichen der Echtheit«,<sup>110</sup> die unseren Schreibkulturen seit der ersten Stunde bekannt sind, kann zugleich in zahlreichen Varianten, ohne Bundesadler, auf unterschiedlichen Materialien oder gar formlos erscheinen und dennoch in der entsprechenden Situation zum gültigen Dokument erklärt werden.

Trotz dieser Uneindeutigkeit gilt er im Zuge staatlicher Wissenspraktiken<sup>111</sup> als Marker für Organspendebereitschaft und die Zahl ausgefüllter Ausweise soll die Akzeptanz der Bevölkerung messbar machen. Die strukturelle Schwäche des Ausweises, und dass das »Ausweis haben« eben nicht mit »Spender\*in« sein korreliert, macht seine Stärke als Grenzobjekt aus, das soziale Welten verbindet.<sup>112</sup> Er kann als Gesprächsanlass dienen und Haltungen messbar machen, kann die Entscheidung zur Organspende in individuellen Biografien greifbar machen, aber zuweilen auch scheitern, also als Grenzobjekt

108 Vgl. Engemann 2013: 206.

109 Ebd.: 206.

110 Gröbner 2004: 136.

111 Vgl. Engemann 2013: 211.

112 Vgl. Star und Griesemer 1989: 393.

nicht angenommen, zweckentfremdet oder zerstört werden. Als physisch vorhandenes, greifbares Objekt kann er als Requisite für eine Vielzahl darstellerischer Erzählungen und Spiele dienen und hat dabei in seiner Eigenschaft als Sprechakt besondere symbolische Bedeutung.

Der Ausweis reiht sich ein in die Vielzahl offizieller Dokumente und Verträge, mit denen Menschen im Verlauf ihres Lebens konfrontiert werden und kann damit auch im Bestand bürokratischer Lebenserfahrungen interpretiert werden. Als bürokratisches Element, das durchaus als offiziell und seriös wahrgenommen werden kann, in seiner Seinsweise als Dokument, erfüllt er noch eine weitere Funktion: Er ermöglicht Distanz. Auch David Graeber beschreibt diese Funktion der Bürokratie:

»Kalte, unpersönliche, bürokratische Beziehungen ähneln Geldüberweisungen, und beide bieten ähnliche Vor- und Nachteile. Einerseits sind sie seelenlos. Andererseits sind sie simpel, berechenbar und behandeln – wenigstens innerhalb bestimmter Parameter – jedermann gleich. Ohnehin: Wer möchte schon in einer Welt leben, wo alles emotional ist? Die Bürokratie bietet zumindest eine Möglichkeit, einen Umgang mit anderen menschlichen Wesen zu pflegen, bei dem keine Partei genötigt ist, sich mit den schwierigen und komplexen Formen der Interpretation herumschlagen, [...]. Man kann einfach sein Geld auf den Tisch legen und muss sich beispielsweise keine Sorgen darüber machen, was der Kassierer davon hält, wie man gekleidet ist. Man kann seinen gültigen Bibliotheksausweis aus der Tasche ziehen, ohne dem Bibliothekar erklären zu müssen, was einen denn so brennend an homoerotischen Themen in der britischen Dichtung des 18. Jahrhunderts interessiert. Dies ist sicher ein Teil des Reizes.«<sup>113</sup>

So wie Graebers Bibliotheksausweis können wir auch unsere Organspendeausweise ziehen und wie jener Schulfreund, von dem ich oben berichtete, wortlos auf Tische legen oder in Kameras halten und wie Markus Lanz in der »Das trägt man heute«-Kampagne behaupten: »Damit ist alles gesagt.«

---

113 Graeber 2015: 184.

Abbildung 37: BZgA Kampagne 2014, Motiv Markus Lanz



Bildquelle: © Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit, Köln

Manchmal brauchen wir, so Graeber, eben auch unpersönliche Institutionen, um Begebenheiten des sozialen Miteinanders auf sozial und psychisch akzeptable Weise zu lösen:

»Ein unpersönliches Losverfahren oder eine Warteliste für dringende Organtransplantationen mögen entfremdend und für die Hoffnung qualvoll sein, doch ist eine weniger unpersönliche Methode der Zuweisung einer begrenzten Menge verfügbarer Organe, die nicht unermesslich viel schlimmer wäre, kaum vorstellbar.«<sup>114</sup>

Eine solche Funktion des Unpersönlichen erfüllt auch der Organspendeausweis, wenn er uns als Ausweisdokument begegnet. Denn statt über Tod, Blut und Organe zu sprechen oder darüber, dass man selbst auf den Tod und die Organe anderer hoffen könnte, statt uns konkret über Solidaritäts- oder Todesvorstellungen zu äußern, können wir über Ausweise sprechen und Karten abbilden. Der Organspendeausweis als Ausweis macht die Praxis der Organspende auf paradoxe Weise zugleich unverbindlich und offiziell.